

Dabeim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 21. September 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 51.

Im Schatten erblüht.

Von Germanis.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gel. N. 11./VI. 70.

Den 18. November.

Die Zeit vergeht jetzt wie im Fluge, und seit vielen Tagen habe ich nicht in dieses Buch geschrieben, während ich doch gerade jetzt viel zu berichten hätte. Jeder Tag bringt etwas Neues und doch auch wieder dasselbe, nämlich das Zusammensein mit Evchen und Mariasch. Letzterer bleibt den Vormittag über in seinem Atelier oder geht nach der Stadt, zu dem späten Mittagessen ist er aber immer zu Haus und bleibt dann den Abend mit uns zusammen, mit den seltenen Ausnahmen, wo er ins Theater geht. Dieses Programm erleidet indessen manche Veränderung. So haben wir z. B. vorgestern, wo das Wetter wunderbar klar und mild war, im offenen Wagen eine gemeinsame Spazierfahrt gemacht, wobei Frau Brigitte als Gardedame figurirte und sehr würdig aussah in dem Sammethut und dem einfachen Pelzmantel.

Einen anderen Tag waren wir in der Gemäldegalerie, wo Nikolai uns alles erklärte, und an Evchen eine sehr lebhaft, an mir eine stille aber nicht minder aufmerksame Zuhörerin hatte. Wie schön und strahlend, wie zaubermächtig ist doch diese Farbenwelt, die er beherrscht, wie schön muß es sein, ein Künstler zu sein von Gottes Gnade! Seine Gesellschaft bringt immer Genuß und Anregung, und die Abende, die wir zusammen verleben, wie verschieden sind sie von jenen früheren! Werde ich sie jemals vergessen? Ich glaube nicht. Geistvolle Gespräche wechseln mit scherzhaften Wortgefechten voll Wit und Humor, Vorträge aus den Klassikern und den Helden der Poesie mit gesellschaftlichen Spielen, aber Leben, fröhliches Leben ist immer dabei. Selbst an Lustigkeit fehlt es nicht, denn Tommy und Bobly führen manchmal eine wahre Komödie der Feindseligkeiten auf, und ihre Gebieter geben sich dabei so ausgelassen wie die Kinder. Tommy, Nikolais großer Hund, hat nämlich trotz aller Liebenswürdigkeit von Evchens Seite, keine große Zuneigung zu der jungen Dame und bevorzugt mich auf eine sehr bemerkbare Weise, sogar etwas auf Kosten

seines Herrn. Denn stundenlang liegt er zu meinen Füßen, und wenn er von einem Ausgange heimkehrt, ist seine Bewillkommung von der lautesten und freudigsten Art. Evchen also ignoriert er, und aus Rache für diese Nichtachtung hat sie einen großen grauen Kater, der sonst nur in der Küche domicilirte, zu ihrem Liebling erhoben, und das scheue Thier schon so weit gezähmt, daß es eine große Anhänglichkeit für sie hat und ihr auf Schritt und Tritt folgt. Besonders aber benutzt sie unser abendliches Zusammensein dazu, um die beiden einander näher zu bringen, und zwischen Tommy und Bobly ist dann oft ein Knurren und Zischen, ein Bellen und Miauen, daß man sein eignes Wort nicht hört und ich mein Hausfrauenrecht geltend machen muß, um den Friedensförderer auszuweisen.

Mein jetziges Leben ist mannichfaltig und schön, ich begreife jetzt kaum, wie ich die Einsamkeit so lange ertragen konnte, und doch überkommt mich oft inmitten des fröhlichen Kreises eine Traurigkeit, über die ich mir keine Rechenschaft geben, eine Sehnsucht, deren Ziel ich nicht nennen kann. Ich möchte mich selbst schelten, daß ich nicht fröhlich bin und sorglos wie die anderen; ich erscheine mir undankbar gegen das Geschick, das mir so viel Gutes gab nach einer Zeit des Dardens, und doch kann ich es nicht ändern. Ich hätte mich aber auch es zu zeigen. Evchen möchte es beunruhigen und Nikolai mich dann noch langweiliger finden als ich ohnehin bin.

Wenn wir nach dem Essen zusammensitzen am Kamin, dem allgemeinen Lieblingsplatz, dann sind es die beiden nur, die sprechen, während ich schweigend am Spinnrad sitze und zuhöre. Es ist ein Glück für Nikolai, daß er die Kleine hier gefunden hat, sonst würde es ihm wohl gar zu schwer werden hier auszuhalten, aber nun scheint er sich in sein Schicksal mit gutem Humor zu ergeben. Er richtet immer das Wort an sie, und während er für mich eine Menge Rücksichten und Aufmerksamkeiten hat, behandelt er Evchen mehr wie einen guten Kameraden.

Ein Alleinsein mit mir scheint er absichtlich zu vermeiden, und wenn der Zufall es einmal herbeiführt, so ist er ernst, wortkarg und schroff in seinen Aeußerungen, so daß es mir schwer wird, mit ihm von dem Professor zu sprechen. Und doch muß ich es thun, weil sich für dieses Thema, das mir gewissermaßen zur Pflicht gemacht worden ist, sonst keine Zeit findet.

Warum läßt er seine Liebenswürdigkeit nur glänzen, wenn wir mit anderen zusammen sind?

Den 20. November.

Wie sonderbar! Ich äußerte gestern einmal, daß ich eine besondere Vorliebe für Weilchen habe, und heute lag ein Weilchenstrauß auf meinem Schreibtisch. Nikolai war der Geber, wie ich später erfuhr, und doch machte er eine spöttliche Bemerkung, als ich ihm danke, mit Evchen aber wechselte er einen Blick des Einverständnisses. Die Blumen stellte ich in ein Wasserglas, aber die Gedanken blieben daran hängen, und es waren wunderliche Gedanken, die mit dem süßen Duft hereingekommen waren.

Am Nachmittag hatten wir einen kleinen Scherz. Frau Brigitte war ausgegangen, und wir, d. h. Evchen und ich, benutzten ihre Abwesenheit, um einen kleinen Versuch zu machen. Es war nämlich ihre schwache Seite, daß sie keine Waffeln backen konnte, und da Nikolai sie besonders liebt, so beschloßen wir, uns selbst dazu zu verhelfen. Frau Lührer mußte uns ein Kochbuch leihen, und nachdem wir den Teig eingerührt und große weiße Schürzen vorgebunden hatten, begaben wir uns daran, sie in dem offenen Feuer des Kamins im Speisezimmer zu backen. Evchen mußte das Eisen mit Speck streichen und die Masse eingießen, während ich vor dem Feuer kniete und das Eisen in die Glut hielt. Nachdem ich die ersten Waffeln etwas verbrannt hatte, geriethen zu meiner unbeschreiblichen Freude die anderen vortreflich und schimmerten im schönsten Goldgelb. Ein lieblicher Duft durchzog das Haus und wir waren so eifrig in unserer Beschäftigung, daß wir gar nicht aufschauten.

Wie erichral ich aber, als ich plötzlich Nikolai gewahrte, der in der Thür stand und belustigt unserem Treiben zusah! „Wie gut es Ihnen steht, wenn Sie in dieser Weise thätig sind, Dorina,“ sagte er — dieses „Dorina“ ist eine neue Unart, die er mit einer italienischen Reminiscenz entschuldigt — „und wie das Feuer Ihre Wangen rosig färbt! Fürwahr, man sollte nicht glauben, daß Sie den Homer in der Ursprache gelesen haben, wenn man Sie hier schalten und walten sieht“ — und ein Blick traf mich, so voll und warm, so innig und doch so strahlend, daß ich den Kopf tief über das Eisen beugte, um zu sehen, ob der Kuchen gar sei.

Evchen bekam einen Verweis, daß sie mit dem Streuzucker zu verschwenderisch umgehe, und dann setzte sich unser Held neben den Teller, wo die fertigen Waffeln aufgeschichtet lagen, und verzehrte eine nach der anderen mit einem Appetit, der auf ein tagelanges Fasten schließen ließ.

Wir neckten ihn damit, er verteidigte sich, indem er wiederum uns angriff, und ich war diesmal eben so heiter und lebhaft als Evchen. Sein Lob hatte mich mit Stolz und Freude erfüllt, und mein Erfolg in der Waffelbäckerei gab mir mehr Selbstvertrauen, als wenn ich die Frage von der Cuadratur des Kreises gelöst hätte. Als Frau Brigitte zurückkehrte, war sie sehr erstaunt über unser eigenmächtiges Verfahren, aber zum ersten Mal in meinem Leben ließ mich das Schmolzen der guten Frau unberührt.

Den 23. November.

Durch Nikolai bin ich eingeführt worden in das Zauberland der Poesie, und auch ohne seine Leitung wandele ich gern in seinen Irrgärten. In den Gedichten werden viele Töne angeschlagen, die in meinem Herzen widerklingen, und oft finde ich da in schöner Form ausgesprochen, was ich selbst dachte. Aber überall tritt mir auch die Liebe entgegen in ihrer schönsten und vollsten Bedeutung, die Liebe, die gepriesen wird als das höchste Glück und als das tiefste Leid, die Liebe, von der ich nichts weiß und verstehe, jene Wunderblume des Men-

schenerzens, die in ihrem Kelch ein ewig ungelöstes Räthsel birgt.

Ich glaube ihr Wachsen und Gedeihen beobachten zu können bei den beiden Menschen, die mir jetzt am nächsten stehen; ich glaube zu sehen, wie sie Schritt für Schritt fortschreiten auf dem Pfade, der sie zu einander führen wird, und zum Glück. Er macht kein Hehl daraus, daß er sie gern hat, daß er großes Wohlgefallen findet an ihrem frischen lieblichen Wesen, und sie?

Nun, wie sie darüber denkt, weiß ich nicht, aber wie wäre es möglich, daß er ihre jugendlichen Ansprüche nicht befriedigte!

Er hat uns heute von seiner verstorbenen einzigen Schwester Angelika erzählt, und es war eine traurige Geschichte. Evchen und ich waren so bewegt, daß wir heiße Thränen vergossen, und auch in Nikolais Augen schimmerte es feucht, als er ihrer gedachte. Sie war ein unscheinbares Wesen, klein und verwachsen, aber mit einem treuen starken Herzen. Für ihn war sie eine zweite Mutter, für ihn, den jüngsten, der zwölf Jahre weniger zählte als sie, hat sie gedurft und gelitten, hat sie gearbeitet von früh bis spät. Die wunderbar feinen Stickereien, die ihre kunstreichen Finger fertigten, wurden sehr gesucht und mit hohen Preisen bezahlt, und sie waren es, die ihm eine bescheidene aber schöne Heimat schufen, und ihm die Möglichkeit gaben, sich zum Künstler auszubilden. Ein ungemein inniges Verhältnis scheint die Geschwister verbunden und die Schwester einen großen segensreichen Einfluß auf seinen Charakter gehabt zu haben. Als er erwachsen und in der Lage war, durch Porträtmalerei etwas zu verdienen, wandte sich das Blatt und er sorgte nun für sie, die inzwischen sehr leidend geworden war. In dem Maße wie sein Glückstern sich hob, nahm ihre Krankheit zu und selbst ein gemeinamer Aufenthalt in Italien konnte sie nicht mehr retten. In Rom mußte er sie zur Ruhe bestatten und Jahre lang konnte er den herben Verlust nicht überwinden. Selbst sein sonniges Gemüth wurde verdüstert von dem Schmerz, und wenn jemals in seiner Brust Groll und Bitterkeit aufsteigen gegen den Professor, so ist es dann, wenn er an seine Schwester denkt. „Ihr Leben war vergiftet durch Kummer und Elend seit ihrer Kindheit frühesten Tagen,“ sagte er, „sie hat gesehen, wie meine Mutter zu Grunde ging in Roth und Elend, und vergeßlich die Hand ausstreckte nach dem eigenen Sohn, der im Ueberfluß lebte und sie so leicht retten konnte, sie hat die Reue dieser armen Frau mit angesehen, ihr eigenes Leben war nichts als Mühe und Aufopferung für mich, ihren Liebling, und jetzt, wo ich ihr reichlich vergelten, wo ich meinen Reichthum benützen möchte, um ihr Leben zu schmücken mit allem, was ihr Herz begehrt, jetzt ist es zu spät, und sie ist todt. Nicht einmal die Freude hatte sie, mich geborgen zu sehen, ihr letzter Gedanke galt der Sorge für meine Zukunft, und ihr letzter Hauch war mein Name. Was nützt mir das Geld des Professors jetzt, wo es nur Ueberfluß ist, aber nicht Nothwendigkeit, ich kann die Todten damit nicht lebendig machen! Wer kümmert sich jetzt darum was ich treibe, ob ich glücklich bin oder nicht?“

Und doch ist er nicht undankbar, die Bitterkeit des Augenblicks überwältigte ihn nur. Aber ein Gefühl unsäglichen Mitleids überkam mich für den Mann, der in voller Jugendkraft und Schöne vor mir stand, und sich doch verlassen fühlte, weil die Schwester, die einzige, die ihn trenn und selbstlos geliebt, ihn verlassen hatte. Und ohne daß ich es wollte, mußten meine Blicke ihm gesagt haben, daß er doch ganz freundlos nicht sei, daß es doch jemanden gebe, der für sein Glück ängstlich besorgt sei.

Den 26. November.

Ich habe nie geglaubt, daß ein Mann wie Nikolai, der so viel Geist und Herz hat, Launen haben könne, und doch scheint es so, denn er ist sehr ungleich in seinem Wesen. Manchmal heiter und offen, sonnig und hell wie ein Frühlingstag, dann wieder schweigsam und finster oder heftig auffahrend.

Indessen nur mir gegenüber; Evchen zeigt er sich nur von der Lichtseite, ihre Gesellschaft scheint alle bösen Geister zu bannen. Ich habe keine Macht über seine Stimmungen, trotz meiner stets gleichbleibenden Ruhe und Freundlichkeit

scheine ich ihn nur zu reizen. Alle Mühe in dieser Richtung ist umsonst, und meine Voraussetzung, daß Großmuth ungetrenntlich sei von Kraft, erweist sich als irrig. Ja, manchmal will es mich bedünken, als lege er es darauf an, mich zu beleidigen und mir wehe zu thun, als wolle er gewaltthätig eine Scene herbeiführen. Und doch kann ich ihm nicht zürnen. Wie tief ich auch jede Kränkung von seiner Seite empfinde, Zorn oder Bitterkeit werden nie dadurch geweckt, und in seinem Wesen ist ein unerklärliches Etwas, das gleichsam ihm unbekannt, mich zu veröhnen sucht.

Es geschieht sonst meistens daß, wenn Evchen abgeholt wird, auch Nikolai sich verabschiedet und sein Zimmer aufsucht, aber gestern Abend geleitete er sie nur bis an die Thür und kehrte dann zu mir zurück. Ich glaubte, er wolle mir irgend eine besondere Mittheilung machen, aber er spielte nur mit der Fingerringe, rauchte seine Cigarette und sagte kein Wort, bis ich mein Buch wieder aufnahm, in dem ich schon den ganzen Abend, wenn auch nur scheinbar gelesen, um die beiden in ihrer Unterhaltung nicht zu stören, da aber sagte er plötzlich: „Darf man wissen, was das für ein Buch ist, das Ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch nimmt?“

„Es ist Budes's Geschichte der Civilisation,“ und ich reichte es ihm hin.

„Ah in höheren Regionen,“ spottete er, „wie schade nur, daß Sie sich nicht der Frauenbewegung angeschlossen haben und Vorträge halten! Sie könnten da Ihr eminentes Wissen sehr vortheilhaft verwerthen.“

Wir kamen die Thränen in die Augen. „Warum tadeln Sie mich so hart,“ sagte ich. „Sie wissen ja, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich etwas mehr gelernt habe, als Sie für erprießlich und zuträglich halten. Aber wenn ich mir auch bewußt bin, niemand zu nützen mit diesem todten Kapital, so hat es auch noch niemandem Schaden gebracht, und ich weiß auch nicht, wie ich das Leben ertragen hätte, ohne diesen Trost.“

„Ah!“ erwiderte er, „Sie geben also zu, daß dieses Leben Sie nicht befriedigt hat, Sie waren nicht immer zufrieden mit Ihrem Loos, wie Sie es jetzt sind?“

„Nein, aber was thut das? Ein jeder muß sich den Verhältnissen fügen,“ sagte ich, aber mir ward schwach und elend zu Muth bei der Erinnerung an das, was ich gelitten.

„D natürlich, Sie sind ein Muster von Sanftmuth und Fügsamkeit, sind erhaben über die Schwächen anderer Sterblichen, die in der Nacht relativer Unwissenheit dahingleben.“

„Herr von Mariassy, habe ich diesen Vorwurf verdient? Habe ich mich je über andere Menschen erhoben, halten Sie mich für so kleinlich, daß Sie glauben können, ich legte Kenntnissen, wie ein jeder sie erwerben kann, einen hohen Werth bei? „Und weiß, daß wir nichts wissen können,“ läßt Goethe seinen Faust sagen; das ist die einzige Wissenschaft, die einzige Erkenntniß, deren ich mich rühmen kann.“

„Dorina, wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gewiß, was wünschen Sie?“

„Schicken Sie mir das Buch, in dem Sie so lange gelesen haben.“

„Gern, wollen Sie es auch durchgehen?“

„Nein, ich will es verbrennen, denn ich hasse es,“ und ehe ich es verhindern konnte, warf er das Buch in den Kamin, daß die Flammen darüber zusammenschlugen.

Starr vor Staunen sah ich ihm zu. Ich war erschreckt über seine fast wilde Festigkeit, und wußte mir dieselbe durchaus nicht zu erklären.

„Sie wundern sich über diesen Gewaltstreich, der einem ungezogenen Schullnaben alle Ehre gemacht hätte,“ sagte er, „Sie verachten mich — thun Sie das, aber hüten Sie sich über Dinge zu urtheilen, die Sie nicht verstehen.“

In einer eigenthümlichen Stimmung blieb ich zurück, nachdem er mit einem hastigen „Gute Nacht!“ hinausgegangen war. Ich zürnte ihm, ich mußte ihm zürnen, und doch lächelte ich still vor mich hin. Ich hatte eine Entdeckung gemacht, die

schmerzlich war und süß zugleich. Mochte er nun thun, was er wollte, ich konnte mich nicht mehr betrügen; ich wußte es jetzt ganz genau, daß ich ihn liebte.

Ich weiß es jetzt — geahnt habe ich es schon lange, aber ich war so unklar in meinen Gefühlen, so zaghaft. Nun ist es über mich gekommen wie eine selbige Gewißheit, ich liebe ihn, und die Liebe an sich ist schon solch ein Glück für mich, daß ich auf alles andere gern verzichten will.

Die ganze Härlichkeit eines Herzens, das fast dreißig Jahre lang nicht wußte, was es heißt zu lieben, wendet sich jetzt einem einzigen zu, und dieser einzige heißt Nikolai von Mariassy. Ich glaube, die Weichen sind schuld daran, haben mich verführt und meinen Sinn behört.

Den 27. November.

„Findest Du nicht, daß er wunderbar schöne Augen hat?“ sagte Evchen, als ich gerade vor dem Spiegel stand, um meine Locken aufzuklären, „und meinst Du nicht auch, daß keiner so gut zu erzählen versteht als er? In seiner Gesellschaft wird einem die Zeit nie lang, und ich bin doch recht von Herzen froh, daß er nicht der griesgrämige alte Herr ist, den wir erwartet hatten.“

In Spiegel sah ich, wie mein sonst so blaßes Gesicht sich mit einer verrätherischen Röthe überzog, aber Evchen konnte es glücklicherweise nicht bemerken, da sie gerade etwas auf dem Toiletentische betrachtete. So sagte ich denn, so ruhig und gleichgiltig wie möglich:

„Ja, er hat hübsche Augen so viel ich weiß, freilich genau angesehen habe ich sie noch nicht.“

Evchen lachte. „Das begreife ich nicht!“ sagte sie, „ich meinstheils betrachte ihn immer mit dem größten Vergnügen, und Gelegenheit dazu haben wir auch gerade genug!“

„Bist Du denn auch so entzückt über seine Haltung, die nach meiner bescheidenen Ansicht recht viel zu wünschen übrig läßt?“

„Nun, ich gebe zu, daß er sich darin etwas gehen läßt, aber wer einen so schönen charaktervollen Kopf, eine so königliche Gestalt hat, dem kann man das schon verzeihen. Er ist eben ein Künstler, und seine geniale Natur offenbart sich auch in seinem Aeußeren. Ich meinstheils muß aber sagen, daß mir das besser gefällt, als wenn er so ein feines Modedecherchen wäre, das die Hohlheit seines Wesens unter einem tadellosen Frack verbergen muß.“

„Aurea mediocritas,“ seufzte ich, „wie wäre es mit der Mittelstraße, Evchen?“

Sie wurde ganz böse. „Freilich, Du bist schwer zu befriedigen, Marie Dorothee, Du machst ganz fabelhafte Ansprüche an den armen Menschen und legst wahrscheinlich einen Maßstab an, der nur für Deine Helden des Alterthums paßt. Ich wollte es ihm immer nicht glauben, aber er hat ganz Recht, wenn er behauptet, Du wärest nicht wie andere Frauen, so kühl und gemessen, daß man sich manchmal fürchten möchte.“

„Dann wirst Du ihm ja um so besser gefallen,“ sagte ich scharf, denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ein Gefühl wilder Eifersucht mich überkam, und außerdem hat er kein Recht mich zu tadeln. Ich habe meine Pflichten als Wirthin immer erfüllt und die Höflichkeit nie außer Augen gelassen.

„Wie reizbar Du auf einmal bist,“ meinte sie, „ich glaube, Du bist krank —“ und in dieser Ansicht wurde sie noch bestärkt, denn ich umarmte sie plötzlich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und brach in Thränen aus.

Als ich mich beruhigt hatte, waren wir wieder die besten Freunde, aber sein Name wurde nicht mehr genannt, und Evchen schien mir erstarrt als sonst.

„Gewiß sie liebt ihn, und sie, die mir eine Schwester ist im wahren Sinne des Wortes, sie soll glücklich werden um jeden Preis. Diese beiden Menschenkinder sind wie für einander geschaffen, und erfülle ich meine Mission nicht am besten, wenn

ich ihn sein Glück hier finden lasse? Mit Eochens muß jeder Mann glücklich werden, sie ist ja das süßeste liebreizendste Geschöpf, das man sich denken kann, und ich — nun ich bin eben eine alte Jungfer, die abschließen muß mit dem Leben, ehe es noch so recht begonnen. Was liegt an mir? Mein Herz ist erwacht mit voller Macht, gebieterisch fordert es sein Recht, seinen Anteil an Liebe und Glück, aber es muß eben zum Schweigen gebracht werden dieses thörichte Herz, es muß verlied nehmen mit Schatten und Dunkelheit. Je heißer die Sehnsucht ist, desto ruhiger und kühlere bin ich nach außen hin und weder Blick noch Wort sollen je verrathen, wie schwach ich bin. Der Frieden ist hin, aber ich möchte ihn doch nicht vertauschen gegen das Leid und den Kampf, die jetzt mein Theil sind. Die Seligkeit, ganz aufzugehen in der Liebe zu ihm, kann mir niemand nehmen, mit jedem Athemzuge will ich die Gegenwart genießen, das Zusammensein mit ihm, und die Augen schließen vor der schrecklichen Zukunft, wo ich wieder allein, ganz allein sein werde.

Den 30. November.

Die Tage kommen und gehen und bringen Lust und Leid, aber eine drohende Wolke ist an unserem Horizont aufgestiegen. Frau Harlemer will nächstens kommen, um Eochens abzuholen. Wie traurig für uns und für sie! Die Kleine, die sonst ihre Heimat so liebt, hing weinend an meinem Halse, als sie die Nachricht bekam. Ich kann mir denken, was ihr die Trennung so schwer macht, die Liebe zu mir ist es nicht allein, auch ihren Freund wird sie ungern verlassen. Sie macht auch gar kein Hehl daraus.

„O wie schade, wie schade, daß alles ein Ende nimmt,“ sagte sie heute zu ihm, als sie zusammen am Fenster standen, und mit traurigen Augen schaute sie zu ihm auf.

Ich wunderte mich, daß sie ihm gegenüber so offen aussprechen konnte, was sie fühlte; ich an ihrer Stelle hätte kein Wort hervorgebracht.

Diese Nachricht war es wohl aber auch, welche Nikolai heute so unruhig und bewegt aussehen ließ. Es möchte ihm

wohl klar werden, daß es jetzt zur Entscheidung kommen müsse.

Ich allein bin ruhig, aber es ist nur Schein. In Wahrheit kann ich mich kaum aufrecht erhalten, und zu der inneren Aufregung, dem ewig anregenden Zweifel, kommt eine körperliche Ermüdung und Mattigkeit, die mir unmerklich ist. Ich kann sie aber nicht überwinden, und oft sinke ich wie gebrochen zusammen, wenn ich mich allein und unbeobachtet weise.

Meine Aufgabe, für das Glück der beiden zu sorgen und selbst Verzicht zu leisten auf jede Erfüllung meiner heißesten Wünsche, suche ich getreulich zu erfüllen, aber es übersteigt fast meine Kräfte, daß ich immer mit ihm zusammen sein, und seinen Verkehr mit Eochens mit ansehen muß.

Dazu kommt, daß sein Benehmen jetzt ein ganz anderes ist; es scheint, als sei das gestörte Gleichgewicht seiner Seele nun wieder hergestellt, seit er die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Liebe von Eochens erwidert werde. Mir gegenüber ist er jetzt von einer Liebenswürdigkeit und Rücksicht, wie man sie für eine Mutter oder Schwester hat, die es nicht empfinden soll, daß die ganze Seele erfüllt ist von einem anderen Bilde. Es ist eine großmüthige Regung des Glücklichen, der im Vollgefühl des Besizes einen anderen darben sieht.

Vielleicht bemitleidet er mich auch, wenn er uns beide ansieht und meine schlichte unscheinbare Erscheinung mit Eochens frischer Schöne vergleicht, wenn er bedenkt, wie wenig mir das Leben bieten wird.

Ich weiß das alles, ich habe mir alles klar gemacht und sollte dankbar sein für das, was er mir spendet; aber was das Schlimmste ist, mitunter trifft mich ein Blick, der mit dem Uebrigen nicht im Einklang steht, so heiß und lebend, so leuchtend und doch so traurig, daß ich aufschreien und in seine Arme stürzen möchte; aber ich beuge nur das Haupt, um mich nicht verblenden zu lassen von dem trügerischen Schein und erbebe bis ins innerste Herz.

(Schluß folgt).

Die Wuppertthaler Festwoche.

Von H. Dalton.

Nachdruck verboten.
Jes. v. 11./VI. 70.

Seit gestern im reizenden Seebad Blankenberghe! Von der hochgelegenen Veranda aus und vorüber an den vor dem Hause luftwandelnden Badegästen schweift der Blick nach dem Meere, dem unendlichen, in seiner wunderbaren Pracht und Größe. Eine günstige Brise treibt die Fischerboote rasch dem Lande zu; in der Ferne ziehen regungslos wie Schattenbilder an der Wand die mächtigen Segler und Dampfer vorbei, nur dem Auge noch eine Weile erreichbar, dann aber für Tage und Wochen von Land und Leuten getrennt, einsam den Lauf vielerleicht nach einem anderen Welttheil vollendend. Die See ist stark bewegt. Ihre Wellen und Wogen schlagen mächtig an den weichen Uferstrand, die einförmige Melodie dringt ununterbrochen herauf und wiegt die feiernde Seele in eine Stimmung, in der die Bilder vergangenen Lebens unaufhaltsam und frisch vorüberziehen und ihre Eindrücke wie zu träumerischem Genuß sich neu beleben. Man läßt sie gern noch einmal vorüberziehen die fesselnden Bilder der eben abgelaufenen Woche; die Eindrücke der Tage in Barmen sind so freundliche, daß der Lockung nicht widerstanden werden kann, sie in den folgenden Zeiten festzuhalten.

Zum zweiten Male war es mir vergönnt, einer Wuppertthaler Festwoche beizuwohnen. Beide Male, und jetzt noch in erhöhtem Grade, hat sich der Eindruck befestigt, daß von dem engerherzigen, beschränkten kümmerlichen Wesen, welches das landläufige Urtheil mit der Festwoche in dem engen, von Regen reichlich heimgeführten Wuppertthale unlosbar verknüpft hält, nichts zu spüren war, mag es nun sein, daß dieser krankhafte Zug ursprünglich vorhanden war, aber allmählich abgestreift wurde, mag es sein, daß er mit der Gewalt einer ungeprüft von Mund zu Mund gehenden Redensart dem Feste und seiner mannichfalti-

gen Arbeit nur eben angebildet wurde. Was uns in den Versammlungen, was uns im Zwiegespräch mit den rasch bekannt gewordenen Männern geboten wurde, trug meist den schönen Stempel einer ernstlichen mannhaften Ueberzeugung an sich, die in dem Boden des Evangeliums tren und stark wurzelt, und in der Kraft eigenen Glaubenslebens in weitherziger Liebe dem die warme Bruderhand nicht verjagt, dessen Glaubensbekenntniß einer anderen Kirche angehört. Besonders erquickend war in diesem Jahre, daß trotz des klaren Bewußtseins von der ersten schweren Zeit für Staat und Kirche doch ein freudiger Ton fast durch alle Reden durchschlug, nicht die Lust des Leichtsinnsigen, der sich durch kein Trübsal aus seinem Behagen will aufstören lassen, wohl aber die stille tiefgegründete Freude des Christen, der in jeder eignen und des Volkes Heimsuchung doch die Hand des Vaters erkennt und festhält, der uns alles zu unserer Seligkeit dienen läßt.

Diese Festversammlungen im Wuppertthal sind alten Datums, sie wurden bereits gefeiert, als derartige Versammlungen noch von denen belächelt und verworfen wurden, die nun mit vollen Segeln in dem jetzt modisch gewordenen Fahrwasser der Festvereinigungen dahinfahren. Sind sie durch ihr Alter, das sich seine jugendliche Frische zu bewahren wußte, ehrwürdig, so haben sie noch den anderen Vorzug vor vielen ihrer jüngeren Schwestern, daß sie lebendige Fühlung mit dem Volke und der Gemeinde des Volkes zu erhalten wußten, und zwar nicht auf dem Boden gemeinsamer Luftbarkeiten, auf dem ernstern vielmehr der Rede und Erbauung. Trotz des ungünstigsten Regenswetters waren alle Kirchen und Versammlungsorte jedes Mal dichtgefüllt, und wenn sich oft der Gedanke aufdrängte, als ob nach zwei und drei Stunden des Redens und Hörens genug



„Zein Grabstein“. Gemälde von de Peerd.

und übergenuß sei, so wollten doch die Bänke sich nicht lichten, und eine aufmerksame Menge folgte ununterbrochen den Worten der Redner und Prediger.

Den Mittel- und Höhepunkt der Festwoche des Wupperthales bildet das Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft. In diesem Jahre in besonders erhebender Weise, da die Gesellschaft das goldene Jubiläum ihres Bestandes*) feierte. Die Anfänge auch dieser Gesellschaft wurzeln in dem fruchtbaren Boden, den vor fast 100 Jahren der glaubensstarke, liebeglühende Urkämpfer in seiner „deutschen Christenthums-Gesellschaft“ zu bearbeiten begann. Wer achtete damals von den Tonangebern der Zeit auf das unscheinbare Thun dieser „Stillen im Lande“? Wenn es doch einmal geschah, mit welch mitleidigem Blicke sah man auf die bescheidenen kleinen harmlosen Leute herab, die alle vor dem Weltlärm zurückwichen und so stillvergüßt ihre engen Straßen zogen! Und doch wie weit und hoch und tief war das Sinnen und Arbeiten dieser Frommen! Wie überragten sie mit ihren Plänen und Zielen all die jämmerliche klägliche Kirchthurnspolitik der großen lauten Leute jener und so vieler folgender Tage! In den bescheidenen Hinterstuben dieser Stillen im Lande, die so herzlich ihres Herrn sich erfreuten und in Folge davon eine so weltweite Liebe zu ihren Nächsten faßten, wurde geboren, was eine spätere dankbare Zeit die äußere und innere Mission nannte, jenes Zwillingenpaar christlichen Lebens, das zu den großartigsten Erscheinungen der Gegenwart gehört; hier ist die verborgene Brunnstube, aus der so reiche Lebensströme über die ganze Welt ausgegangen sind. Fesselnde Aufgabe wäre es für eine geistvolle feinfühligte Hand, die Geschichte dieser Gesellschaft zu schreiben und die zarten Fäden zu sammeln, die die meisten und größten christlichen Liebeswerke unserer Tage mit den Bestrebungen jener Gesellschaft verbinden. Auch die rheinische Missionsgesellschaft ist sich des Einschlagfadens, des Zusammenhanges bewußt. Die man so gern der Weltflucht zeugt, denen man so gern engherzigen beschränkten Sinn vorwirft, die frommen Männer haben doch schon vor einem halben Jahrhundert, als die deutsche Politik noch kaum über die engen Schlagbäume der winzigen Duodezstaaten hinaus sich wagte, muthvollen Sinnes ihr Auge in die weiteste Ferne gerichtet und im Namen ihres Herrn, dem die Welt gehöret, ihre Sendboten nach Afrika und Indien und China gesandt. Keine Enttäuschung durfte ihren besüßelten Lauf hemmen, kein Spott, kein Leid den idealen Flug ihrer Wünsche herabziehen. Im Namen des Herrn hatten sie die Hand an den Pflug gelegt, in seinem Namen tren, standhaft, nächstern all die Zeit hindurch gearbeitet, und wahrlich nicht ungeeignet. Welch ein werthvolles Blatt die Missionsgeschichte des letzten halben Jahrhunderts! Daß doch die Gebildeten sich aus dem Banne der knechtenden Phrase über das Missionswesen befreien und selbständigen offenen Blickes die großartigen Erfolge dieser Unternehmungen prüfen wollten.

Es gibt kaum ein anderes Volk, das sich in gleichem Maße wie das deutsche von dem hergebrachten Vorurtheile über die Mission gängeln ließe und nicht wagt, Missionsland und Leute ohne die armselige Brille derer zu betrachten, denen christliches Leben verhaßt ist. Würde dem nicht so sein, wie wäre es möglich, fort und fort von der Erfolglosigkeit der Bestrebungen zu reden, wo da und dort eine Gemeinde um die andere dem Christenthume gewonnen wird, wo ganze Völker in dem letzten halben Jahrhundert sich zu dem Herrn bekant, und nun sich der Segnungen des Christenthums erfreuen, wo auch die rheinische Missionsgesellschaft ihre Tauslinge nach Jehutaufenden zählt. Die Segnungen würden größere sein, wenn sich nicht die frischgesammelten Häuflein an so vielen Orten der unheilvollen Einflüsse derer zu erwehren hätten, die wohl die Missionsbestrebungen hassen, aber um Gewinnes willen

*) Aus Anlaß des Jubiläums sind zwei Schriften im Verlag des Missionshauses zu Barmen erschienen, die wir unseren Lesern zu weiterer Orientirung empfehlen: 1) Gedenkbuch der Rheinischen Missionsgesellschaft. Erinnerungen an eine 50jährige Wirksamkeit. 2) Rheinischer Missions-Atlas. Acht Karten nebst Text. D. M.

eifrig bemüht sind, die vergifteten Auswüchse ihrer Kultur den armen Völkern zu übermitteln und Opium und Branntwein und so manche Krankheit ihnen zuzuführen. Es mag manches und auch vieles aus Uebereifer und Unverständnis von den Missionaren veräußt und verfehlt worden sein, gewiß — und jede Gesellschaft räumt es willig ein. Wir wissen, daß nur „des Herrn Gewand ohne Naht“ ist. Aber eben so ernst und unterschieden fordert die Wahrheit das Zugeständniß, daß von diesen einfachen schlichten Leuten durch die Kraft des Evangeliums ein Werk in dem letzten halben Jahrhundert ausgerichtet wurde, das dem Kundigen als eines der großartigsten, tiefgreifendsten unserer Zeit erscheint.

Lange, ehe eine deutsche Flotte in den fremden Gewässern auftauchte und das schwarz-weiß-rothe Banner den fernsten Inseln die Kunde von dem deutschen Volke brachte, haben diese wackern Sendboten des Evangeliums dem deutschen Namen Achtung erworben. Unvergesslich bleibt dem Schreiber dieser Zeilen das Wort, das ihm in fernem Osten ein Beduine sagte: daß sein Stamm durch die Liebesthätigkeit der Kaiserswerther Diakonissen, die seine Kranken pflegten, besiegt worden sei.

Einen bedeutamen Bruchtheil an der Missionsarbeit der gesammten evangelischen Kirche hat unsere Jubilarin in der abgelaufenen Zeit geleistet. Davon legte die meisterhafte Festpredigt des Professor Christlieb von Bonn bereites Zeugniß ab, die in kraftvollen, warmen, scharfgezeichneten Zügen ein reiches zutreffendes Bild ihrer Geschichte entwarf, und in geschickter und auch herzandringender Weise die Vergangenheit aufrief, dem gegenwärtigen Geschlechte zur Aufseinerung zu dienen. Um das schöne Wort des Professors gruppirtten sich die Reden der beiden Inspektoren des Missionshauses, von Rohden und Dr. Fabri, jene in seiner sorgfältig gearbeiteter Form die innere Entwicklung des Institutes zeichnend und in anspruchsvoller herzlicher Weise die demuthvolle, ganz in dem Leben für die Aufricht ausgehende und in solcher Arbeit hochbeglückte Gesinnung des Redners abspiegelnd, diese in gewandter, ansehnlicher, farbenreicher Sprache das Leben draußen auf den Missionsstationen schildernd und in gemüthlicher, ans Behagliche anstreichender Form doch ernste Missionsgedanken einfluchtend, voll Anregung auch da, wo nicht alle vielleicht zustimmen. Vier Schüler erhielten die Weihe und Ordination, die ihnen der Generalsuperintendent der Provinz, Dr. Nieden, erteilte. Seine Rede war von inniger Wärme und Liebe zu der Mission und ihren Sendboten befeelt; aus ihr so wohl, wie aus den Worten des einen und anderen höhern Würdenträgers der evangelischen Kirche trat in klarer unumwundener Sprache das werthvolle Zeugniß hervor, einmal des starken lebendigen Zusammenhanges, in welchem die kirchliche Leitung der geeigneten Rheinprovinzen zu diesem großartigen Werk steht, dann aber auch — und aus solcher Leute Mund war das Wort doppelt erfreuend — wie sehr diese Behörde sich hütet, dies reich geeignete Werk bevormunden oder in irgend einer Weise seine große Selbständigkeit beschränken oder einengen zu wollen. Die Gesellschaft arbeitet innerhalb ihrer Kirche und in ihren Organismus fest eingegliedert, aber völlig frei und selbständig, so beiden Theilen zum Segen.

Gar lang war die Liste derer, die die Jubilarin im Namen heimischer Gesellschaften an den beiden Festtagen begrüßten; recht viele darunter, die wie der Inspektor der Bremer Missionsgesellschaft die Weisung beherzigte, allzeit Salz der Rede bei sich zu haben, einige wohl auch, bei denen der gute Wille reger gewesen, als die Ausführung. Bis von jenseits der deutschen Grenze wurden die Glückwünsche gebracht, besonders warm und herzlich von den holländischen Brüdern, die auch mit ihren reichen Gaben niemals säumen, und auch heute wieder einen namhaften Beitrag für die Jubiläumsspende mitbrachten, als ein dankbares Anerkenntniß dessen, was die rheinischen Missionare so lange nun schon in den holländischen Besitzungen in Indien segensreich leisten. Es ist doch ein Großes um diese Missionsgaben. Wir Deutsche bleiben ja weit zurück hinter den Opfern, die in begeisterter Liebe England und Amerika alljährlich für dies Werk des Herrn spenden, aber doch ist es immerhin beherzigenswerth, daß für die deutschen Missions-

anstalten Jahr aus Jahr ein beinahe so viel eingeht, als nun in dem einen außerordentlichen Fall das gesamte Volk in der Wilhelmspende geopfert. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Gaben zumeist noch von den kleinen Leuten dargebracht werden, nicht Abfälle des Ueberflusses sind, in viel mehr Fällen noch die zwei Pfennige der Wittve. Nicht Reichtum erzielt große Summen, sondern allein die Liebe: das ist ein Zeichen, daß von allen Völkern die reichsten Gaben für die Mission die Brüdergemeinde darreicht, irre ich nicht, fünf Mark auf den Kopf, in England 4 Mark, in Deutschland aber kommen mit Ausnahme der Herrnhuter von den Beiträgen nur erst 30 Pf. auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung.

Fesselnd waren unter den mancherlei Reden drei Ansprachen von Missionaren selbst. Zwei davon befanden sich auf einer Besuchsreise in der Heimat und erzählten von ihren Arbeitsgebieten in Südafrika und China, der dritte, selbst früher Missionar unter den Bantas in Indien, hob in scharfer beider Weise die Bedeutung und Wichtigkeit dieser Mission glänzend hervor. Die Reden bezogen, wie tüchtige Sendboten Barmen ausbildet, mit welchem Erfolge die treuen Arbeiter auf den verschiedenen Plätzen unter aller Trübsal und Gefahr wirkten. Auch noch eine andere Ueberzeugung drängte sich dem Hörer auf, daß auf der Arbeit in der Mission etwas von dem heiligen Segen ruht, der das Bischofsamt nach dem Worte des Apostels zu einem köstlichen macht. Es ist schön und erquickend, Männer zu hören, die auch nach Jahren der Wirksamkeit in der vollen warmen Begeisterung ihres Berufes stehen, denen ihr Amt so hoch und heilig ist, daß sie um feinetwilligen Heimat und Freundschaft willig dahinter lassen, und nur von dem einen Wunsch besetzt sind, von dem Herrn sich senden zu lassen in alle Welt.

Die rheinische Missionsgesellschaft und ihre Jahresfeier bildet seit langer Zeit während der Wuppertaler Festwoche den Kristallisationspunkt, an dem nun andere christliche Anstalten mit ihrer Jahresfeier sich anschließen. Wir haben schon vorhin äußere und innere Mission als zwei Zwillingsschwester bezeichnet, die Hand in Hand durch das vielgestaltige Leben der Gegenwart hindurchwandeln; sie haben dieselben warmen Freunde, und die gleichen Gegner drängen sich wider sie auf und suchen sie zu verflagen und zu schmähen vor dem Nichts der Tagesmeinung. Beide Schwestern ziehen schweigend gegenüber allen Verdächtigungen und ungebeugt von allen Anfeindungen ihre Straße, segnend, heilend, wohlthunend denen, für die sie arbeiten und beten. Wo der einen Schwester Gastrecht gewährt wird, da weist auch die andere, und es sind überall dieselben Leute, die als fröhliche Geber beiden Schwestern die reichen Mittel des Unterhaltes aus ihren bescheidenen Einkünften darreichen. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß beide nun auch im Wuppertale eine traute reichgesegnete Heimstätte gefunden haben. Es sind großartige Gestalten, gesalbte Männer Gottes der verschiedensten Richtungen während eines Jahrhunderts durch dieses Thal hindurchgezogen, deren Schatten und scharfe Umrisse noch liebend festgehalten auf manchem stillen verborgenen Kreise ruhen; ihre bleibende Wirkung tritt in dem einen, dem anderen Liebeswerke zu Tage. Eine alte Legende deutet den Namen Elberfeld auf einen elf Mal wiederholten Angriff überlegener Feinde, der elf Mal siegreich von den Bewohnern zurückgeschlagen wurde, und wenn auch Barmen, die Zwillingstadt, ihren Namen von den Scheunen oder Barmen tragen soll, so darf man doch auch einmal das alte Wort herausklingen hören, das uns noch in Barmherzigkeit entgegentritt, und so viel als „auf den Schoß nehmen und an das Herz drücken“ bedeutet. Von mehr wie elf Seiten ist das Elend und die Noth unchristlichen Lebens auf die herangestürmt, die dort den Herrn lieb haben, aber sie haben sich nicht überwinden lassen, vielmehr in mancherlei Anstalten und Unternehmungen dem Leide gewehret und die Heimgesuchten an ihr Herz gedrückt. Ein großer Theil dieser christlichen Vereine begeht in dieser Woche seine Jahresfeier; schon reichen die einzelnen Tage der Woche nicht mehr aus, jedem Verein einen besonderen Tag zuzuweisen, noch weniger aber reicht auch ein bester Wille aus, an all diesen Festen sich zu betheiligen und

die Ueberfülle der Reden über sich ergehen zu lassen. Den Reigen begann der rheinisch-westfälische Jünglingsbund, dem reichten sich in den folgenden Tagen an: die Bergische Bibelgesellschaft, der rheinisch-westfälische Verein für Israel, die evangelische Gesellschaft für Deutschland, der rheinisch-westfälische Sonntagsschulverband, die Wuppertaler Traktatgesellschaft, der Varmer Gustav Adolfs-Verein, die Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Brasilien, zuletzt dann noch das Jahresfest des lutherischen Rettungshauses und der damit verbundenen evangelischen Präparandenanstalt. Neben all diesen Festen war noch Raum geschaffen für eine Pastorkonferenz, bei welcher der auch in Deutschland bekannte, geistvolle, gläubige Pastor aus dem Haag, Dr. Gunning, die Verhandlung mit einem Vortrag „über die objektive Wahrheit des dogmatischen Gedankens“ einleitete, dem wir selbst aber leider nicht mehr anwohnen konnten.

Viele dieser Vereine beschränkten ihre Feier auf einen oder mehrere Festpredigten. Es darf wohl der Wunsch verlauten, daß man sich bei diesen Gelegenheiten an je einer Festpredigt wolle genügen lassen; es ist nicht leicht, zwei oder drei Rednern über den gleichen Gegenstand stundenlang und nicht selten in unvermeidlichen Wiederholungen zu folgen, die Erbauung leidet jedenfalls unter der Fülle, und um ihretwillen versammeln wir uns doch nur um das Wort Gottes in der Kirche. Dem darf sich ein zweiter Wunsch anschließen, daß die betreffenden Vereine vorsichtiger sein möchten in der Auswahl ihrer Festprediger. Man kommt oft von weit her, um bei solch einer besondern Gelegenheit nun auch in Form und Inhalt Ausgezeichnetes zu vernehmen, an dem man später im Alltagsleben des Berufes noch lange zehren kann; doppelt peinlich und enttäuschend ist es aber dann, wenn uns, wie es an einem Tage geschah, nicht nur Mittelwaare, sondern geradezu Stümperhaftes geboten wird, daß man als Geistlicher beschämt und niedergeschlagen das Gotteshaus verläßt.

Der Wuppertaler Festwoche sind eigen die sogenannten Nachversammlungen, bei denen in irgend einem großen Saal die zahlreichen Gäste und Gemeindeglieder zu hunderten sich vereinigen und bei Kaffee und Thee, den mancherlei Ansprachen aus den verschiedensten Gebieten der christlichen Liebesthätigkeit in der Nähe und in der Ferne lauschen. Es ist diese Einrichtung ein wesentlicher Vorzug der Wuppertaler vor der Baseler Festwoche, die wir vier Wochen früher Gelegenheit hatten mitzumachen. Der Ort, die gemüthliche Weise des Zusammenseins gewährt freieren Spielraum der Rede, als die geweihte Stätte einer Kirche ihn gestattet; die Aussprache ist hier eine leichtere, ungezwungener, auch freundlichem Scherze zugänglichere, als sie von der Kanzel aus möglich wäre, und gerade diese Abwechslung erfrischt und läßt eine Abspannung nicht aufkommen, der nur die wenigsten, und es sind nicht gerade die geistig tüchtigsten, nicht wehren können, wenn sie sieben und acht Stunden am Tage in der Kirche den Predigten von der Kanzel herab zuhören sollen. Manch schönes Wort haben wir in diesen Nachversammlungen vernommen, und tief hat sich z. B. eingepreßt die kraftvolle, fernige, zündende Sprache des ehrwürdigen Mannes mit seinem edlen, festgefügtigen Baute mit seinen feurigen Augen, der die Entwicklung der Mission in ihrem Kindheits-, Jünglings-, Mannesalter an ihren drei Inspektoren zeichnete, deren scharf umrissene Züge aus den Erinnerungen innigen Zusammenlebens mit ihnen entwarf. Manch fesselndes erquickendes Bild christlichen Lebens wurde uns geboten, aus Schweden, Holstein, aus Belgien zumal, wo die evangelische Kirche bedeutende Fortschritte macht und die neugewonnenen Glieder sich durch freudigen Bekennermuth, durch williges Ertragen von Noth und Verfolgung um des Glaubens willen auszeichnen, aus Spanien dann noch und so manchem überseeischen Lande.

Doch genug der rasch hingeworfenen Skizze aus der eben abgelaufenen Woche. Wie vor einer Stunde lustwandelt die Menge der Badegäste an der Veranda vorüber in buntester Mannichfaltigkeit, hier eine Kinderschar, da modische Damen, die zum Bade hinabsteigen, jetzt wieder vier, fünf belgische Priester, das unvermeidliche Brevier unter dem Arme, aber

gemüthlich aus der meerschäumenden Peise ihren Tabak schmanchend, dort dann wieder die lustige Gruppe, im weichen Strandfande Croquet spielend, in seinem bunten Wechsel ein Bild wie durch ein Kaleidoscop. Aber über der weiten Meeresfläche ruht regungslos die warme Augustsonne, darüber der azurblaue Himmel und das Kläuschen der Wellen und Bogen, einformig durchdringend durch den Kinderlärm, das Geräusch der Überwandelnden. So haben die Festtage in Varmen gewirkt: durch all den bunten Wechsel der äußeren Erscheinung, durch

all die Aufregung auch der politischen Kämpfe, die in den Tagen gerade so heftig tobten, und aus denen im Wupperthale der im Gefängniß sitzende Socialdemokrat Hasselmann als Sieger hervorging, drang an unser lauschendes Ohr der so mächtig ergreifende, nicht wechselnde Ton der ewigen Lebensströme, die von Christo ausgehen, und über der bunten Fläche lag und spiegelte sich ab das Sonnenlicht, das so hoch und licht und warm diese Erde erleuchtet und liebevoll seine Strahlen in alle Seelen auf der weiten, weiten Welt will dringen lassen.

Die Zustände in Bosnien.

Bekanntlich begannen die orientalischen Wirren in der zu Bosnien gehörenden Herzegowina. Hier, wo der christlichen Bevölkerung nicht stumpfsinnige, indifferente Osmanen, sondern thatkräftige janitschisch-muhamedanische Südlaven gegenüber standen, war der Trud wahrhaft unerträglich. Als nämlich Bosnien zuerst 1401 und dann wieder seit 1526 türkisch wurde, nahm der größte Theil des Volks, um sich seine Privilegien zu erhalten, den Islam an, und die Uebergetretenen wurden nach Art der Renegaten nun besonders janitschisch. Diese Edelleute behielten als Agas ihre Besitzungen als Allode. Das Land derjenigen Edelleute aber, die im Kampf gegen die Türken gefallen, die ausgewandert oder an Türken, die Agas, verkauft. Alle übrigen Bosnier wurden als Kmetz (Knechte) zu Pächtern herabgedrückt. Ihre Lage war eine so traurige, daß es sich für sie kaum lohnte, das Land zu bestellen, so daß schon vor dem Ausbruch des Krieges etwa dreiviertel desselben wüst lagen. Die Abgaben und Steuern waren unerträglich hoch. Da war der Zehnte, da war eine Kopfsteuer, da waren eine Wein-, eine Schweine-, eine Hammelfleuer. Und alle diese Steuern wurden in der brutalsten Weise erhoben. Auch die rohsten Gewaltthaten wurden ungestraft verübt, denn der Christ fand vor den ausschließlich aus Muhammedanern bestehenden Gerichten schlechterdings kein Recht.

Am 6. Juli 1875 im Dorfe Draschego die Steuererheber wieder einmal in ihrer Weise hausten, griffen die Bauern zu den Waffen und verzagten sie. Bald erhob sich ein großer Theil der Bevölkerung wider die Dränger und es begann jener verzweifelte Kampf zwischen der Rajah und ihren Anältern, der noch jetzt fortwährt.

Die Muhammedaner führten den Kampf in ihrer Weise, d. h. sie hielten sich zunächst an die ungefährlichen Frauen und Kinder und meckelten diese massenhaft nieder. Die entsetzte Bevölkerung floh in Folge dessen zu vielen Tausenden über die österreichische Grenze, und bald lagerten 150,000 Menschen, ausschließlich Greise, Frauen und Kinder in den Grenzorten von Kroatien und der Militärgrenze.

Die Lage dieser völlig hilflosen, vielfach noch dazu in Folge der Strapazen der Flucht erkrankten Menschen war eine wahrhaft entsetzlich. Die österreichische Regierung war natürlich nicht in der Lage, sie alle zu erhalten, und mußte sich daher darauf beschränken, die Kranken und die Kinder zu unterstützen. Diese erhielten 10, bezüglich 5 Kreuzer; Beträge, kaum hoch genug, um vor dem Hungertode zu schützen. Und doch priesen sich diese armeneligen Menschen, die unter freiem Himmel lagerten und vom Hungertypus dezimirt wurden, noch glücklich, denn in ihrer Heimat ging es entsetzlich her. Als die Russen in Bulgarien einbrachen, wurde das reguläre türkische Militär aus Bosnien herausgezogen und die Rajah nun erst ganz der Willkür der muhamedanischen Bluthunde preisgegeben. Sachverständige schätzen die Zahl der in den letzten Jahren dort niedergemetzelten Christen auf 200,000 Menschen jeden Alters und Geschlechts.

Man weiß, wie eine seltsame Wendung der politischen Verhältnisse es so fügte, daß die bosnischen Christen, die doch den Stein ins Rollen gebracht hatten, von der hohen Diplomatie gewissermaßen vergessen wurden, bis die Oesterreicher die gleichsam weggeworfene Provinz aufhoben. Gegenwärtig, wo sie sich in Besitz derselben zu setzen suchen, stoßen sie bekanntlich auf einen hartnäckigen Widerstand. Das Gefühl nun, in diesem ungleichen Kampf doch unterliegen zu müssen, scheint die Muhammedaner zur tollsten Wuth entflammt zu haben, und sie scheinen im Begriffe zu stehen, jetzt auch noch mit dem Reste der Christen aufzuräumen.

Ueber die gegenwärtige Lage der Dinge berichtet der nachstehende Brief, der von einem allgemein geachteten Manne herrührt und uns von einem in der Schweiz lebenden Freunde des Daheim zur Verfügung gestellt ist. Derselbe zeigt namentlich, was von der Behauptung, daß auch die bosnischen Christen gegen die Oesterreicher kämpfen, zu halten ist. Der Brief lautet:

„Pantraz in Slavonien, am 25. August 1878.

Am 16. d. M. bekam ich eine Zuschrift aus Koseniza des Inhalts, daß neuerdings 157 Flüchtlinge über die Grenze gekommen seien. Ich hielt dies für unwahrscheinlich, gleich darauf meldete mir aber der Bürgermeister von B. daß auch dort 16 griechische und 11 römische Familien aus Kori in Bosnien gestücht angetommen seien, die dringend der Hilfe bedürfen.

Ich nahm Geld, Kleider und etwas Leinwand mit und begab mich nach Bijerac, wo ich die Flüchtlinge in der That vorfand. Ich theilte von meinen Vorräthen nach Möglichkeit aus, und tröstete die Unglücklichen so gut ich konnte mit religiösem Zuspruch und dem Hinweis, daß es mit der türkischen Barbarei nun bald ein Ende haben werde. Von Bijerac ging ich nach Koseniza. Ich fand die ganze Stadt in der größten Aufregung, weil man einen Ueberfall der Türken von jenseitigen Ufer her befürchtete. Ich ließ mir die geächteten christlichen Häuptlinge vorkühren, vertheilte, was ich übrig hatte, und erlief folgendes über die Ursache ihrer Flucht:

Nachdem die österreichischen Armeen bosnischen Boden betreten hatten, hielten sich die Christen für frei und wollten nicht mehr den türkischen, sondern den österreichischen Beamten die Steuern bezahlen. Der österreichische Kommandirende war aber nicht klug genug, in jeder Stadt eine Besatzung zurückzulassen. Die Türken hielten dieses Vorgehen für Schwäche, griffen zu den Waffen, massakrirten die österreichischen Duzaren in Maglai total und meckelten in Banjalata Jung und Alt nieder. Die Stadt ist ganz abgedannt. Sie zählt 25,000 Einwohner, und die Türken wütheten entsetzlich; selbst die spitalkranken verwundeten Krieger vom Okkupationscorps wurden zerhüchelt. Durch diese Erfolge ermuthigt, griffen die Türken in ganz Bosnien zu den Waffen, erhoben Kriegskontribution von den Christen und zwangen sie, in den Krieg gegen Oesterreich zu ziehen, indem sie für den Weigerungsfall mit Niedermegeltung drohten und auch thatsächlich sehr viele ums Leben brachten.

Um den Christen noch mehr Schrecken einzujagen, hat der bekannte Bluthund Bagderag Beg aus Kozin kleine Christenkinder abfangen lassen und sie alle in ein langes tiefes Kistloch mit dem Kopfe nach unten gepackt. Als das Kistloch voll war, legte sich der Linnich auf das Kistloch und ließ Kasse und Lidibut kommen — alles im Weilein der armen Eltern. Stellen Sie sich den Schmerz derselben vor, denn in kaum zehn Minuten waren alle Kinder todt! So zwangen die Wälfmänner mit dem Handschar in der Hand alle Christen, die nicht fliehen konnten, gegen die österreichischen Soldaten zu ziehen. Wenn es aber zum Gefechte kam, machten die Türken eine lebende Mauer aus den Christen und schossen über die Köpfe der Armen hinweg. Die armen Vopen, von denen man glauben machen will, sie kämpften gegen die Oesterreicher, waren Befandtheile dieser lebendigen Mauern. Andere wurden massakirt — 37 hat man in den Wäldern aufgeschängt gefunden.

Von Koseniza ging ich nach Alt-Gradišta vis-à-vis türkisch Verbir, von wo der Weg nach Banjalata führt. Dort nahm ich einen Wagen, verkleidete mich als Bauer, und erreichte nach 3 $\frac{1}{2}$ Stunden die unglückliche Stadt (am 21. August). Ich fand leider nur einen Schutthausen mit noch stehenden Trümmern, und über 3000 Tode, meist Christen, lagen unbedeckt umher. Erst tags darauf wurden sie eingescharrt. Den Jammer, die Noth und das Elend zu beschreiben, ist meine Feder zu schwach.

Bei der gegenwärtigen Situation in Bosnien ist wenig Aussicht, daß die Flüchtlinge vor dem Frühjahr repatriirt werden. Serajewo ist wohl genommen, allein Bosnien ist ganz inurgent, die Türken lösen sich in Banden auf und führen einen Guerillakrieg. Von dem Fanatismus derselben nur ein Beispiel: Der janitschische aber sehr reiche Türke Filoric Effendi aus Banjalata wurde von untern Soldaten verwundet und gefangen genommen. Die Wunde wurde ihm zwangsweise verbunden; allein er riß alles vom Leibe, selbst die Kleider, so daß er nackt in Alt-Gradišta ankam und in Folge der Verbittung starb. Er versicherte, er komme als Märtyrer in den sechsten Himmel Muhameds.

Der kommende Winter hängt wie ein Damoklesschwert über dem kleinen Rest der armen Flüchtlinge, die jetzt selbst von ihren Gostgebern als die vermeintliche Ursache des Krieges scheinbar angesehen werden. 100,000 sind schon ihrem Elend erlegen, aber die Gaben aus der Schweiz und Deutschland haben mindestens 20,000 das Leben erhalten. Der Herr segne die Geber dafür.

So der Brief. Wir unsererseits haben nur noch hinzuzufügen, daß diejenigen unserer Leser, die ihr Scherflein zur Vinderung des Elends der unglücklichen Märtyrer unseres theuren Christenglaubens beitragen wollen, ihre Gaben an den Vorsitzenden des Komitees zur Unterstützung der bosnischen Flüchtlinge in Agram, Herrn Kaufmann Zilija Gutessa in Agram am Marktplatz, einschicken können.

Aus dem Skizzenbuche eines Vielgewanderten.

Es ist jetzt genau fünfzehn Jahre her, seit ich ihn kennen lernte. Ich mußte meine Wohnung aufgeben, weil mein Wirth seine Frau auf eine so unmenlichliche Weise prügelte, daß ich so roh hätte sein müssen wie er, wenn ich geliebt wäre. Da das nun nicht der Fall war, so machte ich mich an einem der letzten Tage des August auf, um mich nach einer passenden Wohnung umzusehen. Damals waren die Geschäftslokale „Unter den Linden“ noch nicht so hoch in die Stagen hinaufgerückt wie jetzt, es gab dort vielmehr noch eine ganze Anzahl Studentenwohnungen. Als ich nun so langsam dem Brandenburger Thor zuschleuderte und mich unterdessen nach den weißen Zetteln umsieh, welche anzeigten, daß in dem betreffenden Hause eine Wohnung zu vermieten sei, trat ein Mann auf mich zu und fragte mich, ob ich eine Wohnung suche. „Ich habe eine zu vermieten,“ sagte er.

Der Mann hatte ein knochiges Gesicht, in dem die Backenknochen stark hervortraten, wasserblaue traurige Augen und eine grau-grüne Hautfarbe, wie sie den Leuten eigen zu sein pflegt, welche einen ungelunden Beruf haben. Sein hagerer Leib steckte in einem fadenförmigen grauen Anzuge, und statt der Manschetten trug er ein paar handbreite Streifen aus lackirtem Leder, aber er sah doch leidlich ordentlich aus.

Ich erklärte mich bereit, die Wohnung zu besichtigen, wir gingen in den Hof, stiegen dort zwei Treppen hinan und standen vor einer Thür, die ein winziges Messingplättchen mit dem Namen „Gustav Neumann“ trug. Wir gingen dann über einen kleinen Korridor und betraten ein hübsches sehr geräumiges Zimmer. Der Mann hatte die Morgensonne und war sehr sauber, ich fragte also nach dem Preise, gab meinen Thaler Handgeld und wollte davongehen, als mein künftiger Wirth die Thüre öffnete und in den Korridor hineinrief: „Madame Neumann!“

Auf diesen Ruf öffnete sich eine Thür und es erschien eine kleine blonde Frau, die früher gewiß einmal hübsch gewesen war, deren Züge aber jetzt verschwommen und aufgedunsen waren. Sie hatte sich gewiß seit ein paar Tagen nicht gewaschen und ihr Kattunkleid war arg zerschligt und zerjest.

„Der Herr hat bei uns gemietet,“ sagte Herr Neumann, und sah mich dabei so traurig an, als ob er mich wegen dieser Thatfache aufrichtig bedauere.

Frau Neumann machte eine Art Knix und verzog ihren Mund dann zu einem breiten Grinsen. „Sie werden gewiß mit uns zufrieden sein,“ sagte sie. „Herr Schneidemühl, der bis jetzt hier wohnte, hat immer gesagt, so gut wie bei Neumanns habe ich noch nie gewohnt, und er war doch ein so feiner Herr — und französisch hat er gesprochen — na ich sage Ihnen — und am Abend ist er immer zu Hause gewesen — und so guten Thee, wie bei Ihnen, Frau Neumann, habe ich noch nie getrunken, und die Schlachtwurst, sagte er, haben Sie so gut und —“

Und so ging es fort, daß der Frau schließlich buchstäblich der Mund schämte.

Ich muß gestehen, daß ich große Lust hatte, meinen Thaler, die Wohnung und Frau Neumann aufzugeben, aber das Zimmer gefiel mir. Ich beschränkte mich daher darauf, zu betonen, daß ich in Sachen der Keilichkeit ein unerträglicher Pedant sei, und ging dann davon.

Am 1. September zog ich ein. Die Dienstleute, welche meinen Umzug vermittelt hatten, waren kaum davongegangen, als Frau Neumann zugleich mit zwei kleinen Mädchen eintrat. Das ältere von diesen, eine etwa fünfzehnjährige überaus schmutzige kleine Blondine, stellte sich vor mir auf und sagte mit monotoner Stimme:

„Un, deux, trois, quatre, cinq, six, sept, huit, neuf, dix.“

„Was willst Du, mein Kindchen?“ fragte ich verwundert. Die Mutter aber stieß die Kleine mit der Linken gegen die Schulter, und diese wiederholte:

„Un, deux, trois, quatre, cinq, six, sept, huit, neuf, dix.“

„Was soll das?“ fragte ich abermals.

XIV. Jahrgang. 51. a1.

Frau Neumann warf mir einen glückstrahlenden Blick zu. „Das ist französisch,“ sagte sie.

„Vortrefflich!“ erwiderte ich, „aber warum wird das hergesagt?“

„O!“ rief Frau Neumann, „sie kann bis zehn zählen. Sie kann auch „Guten Tag“ auf französisch sagen. Sage es, Hulda.“

„Bon jour!“ erklang es unter mir.

Ich wußte jetzt, woran ich war. „Wer hat sie denn das gelehrt?“ fragte ich.

„O, Herr Schneidemühl! Herr Schneidemühl sagt, daß man französisch verstehen muß, wenn man zum Theater will.“

„Soll denn die Kleine zum Theater?“

„Nu natürlich! Und die andere soll zum Circus. Komme her, Amandchen — so, wisch Dir die Nase ab, mein Kind, — so — ist sie nicht hübsch, wird sie nicht im Circus gefallen? Nein, meine Töchter sollen keine Handwerkerfrauen werden und sich plagen und schinden müssen. Nein, sie sollen so hübsche Kleider tragen wie Fräulein Johanson da drüben, und auch mit elegante Herren ausgehen und Champagner trinken. Fräulein Johanson ist auch bei's Ballet.“

„Nun, damit hat es jedenfalls noch gute Weile.“

„Nun ja, Zeit hat es noch, aber Handwerkerfrauen sollen meine Töchter nicht werden.“

Die Familie Neumann vermietete außer meinem noch zwei andere Zimmer an Studenten. Sie selbst bewohnte einen Raum, den man sich kaum klein genug denken kann. In diesem Kämmerlein wohnten und schliefen nicht nur die fünf Menschen — es war noch ein männlicher Sängling da — dort wurde auch das Essen bereitet, und dort qualmte den ganzen Tag über die überriechende Lampe unter der Schusterkugel. Gestalt wurde nie.

Schuster Neumann war der fleißigste Mensch, der mir je vorgekommen ist. Ich glaube nicht, daß der Mann vier Stunden schlief. Ich war ein lustiger Student und kam daher oft sehr spät nach Hause, und ich war zugleich ein fleißiger Student und stand daher immer früh auf, aber Schuster Neumann war stets noch oder schon wach und arbeitete. Dabei gab es für ihn keinen Fest- oder Feiertag. Er arbeitete am Weihnachtsabend ebenso wie am Ostermorgen, an schönen Frühlingstagen ebenso wie an langen Winterabenden. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, bestand darin, daß er sich während der Dämmerung auf ein Viertelstündchen in das zugige Hausthor stellte oder in mein Zimmer kam, um mit mir ein wenig zu philosophiren. Er hatte nämlich — ich weiß nicht warum — Vertrauen zu mir gefaßt, und ich glaube, daß er eine Art von Zuneigung für mich empfand. Ich meinerseits interessirte mich auch für dieses seltsame Produkt einer Großstadt.

„Herr Neumann,“ fragte ich ihn eines Tages, „warum gönnen Sie sich nicht wenigstens am Sonntag Vormittag Ruhe? Sie könnten dann doch auch einmal in die Kirche gehen.“

Herr Neumann stand wie gewöhnlich während unserer Unterhaltungen an den Kleiderschrank gelehnt und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Was soll ich in der Kirche?“ sagte er. „Warum gehen denn die Reichen nicht in die Kirche?“

„Nun, die Reichen gehen so zum Theil auch in die Kirche, und dann erscheint es mir für uns recht gleichgiltig zu sein, was die Reichen thun.“

„Sie gehen nicht in die Kirche. Nur ihre Frauen gehen mitunter hinein, und die thun es auch nur, um ihre hübschen Kleider zu zeigen.“

„Und wenn dem so wäre, was geht das uns an? Vor Gott sind wir alle gleich.“

„Vor Gott? Es gibt keinen Gott, wie ihn die Pfaffen lehren. Es gibt nur die Natur. Wenn ich mich erbaue will, so laufe ich mir eine Meße Kirchen und gehe in den Thiergarten und erbaue mich an der Natur.“

„Aber Sie thun ja auch das nie!“

„Ich habe keine Zeit.“

„Sie übertreiben. Den Sonntag Vormittag über könnten auch Sie Schicht machen.“

„Nein. Sehen Sie, früher als ich noch glaubte, daß wir nach dem Tode ein anderes Leben haben würden, wo es keine Reichen und Armen geben wird, das war was anderes. Aber seit ich weiß, daß jenes Leben uns nur von den Pfaffen vorgelunkert wird, um das Volk dumm zu erhalten, seitdem habe ich keine Zeit. Meine Kinder sollen nicht auch arm sein.“

„Aber Herr Neumann, wenn nun die Pfaffen nicht gelunkert hätten? Wenn es einen Gott gäbe, vor dem wir dereinst Rechenschaft abzulegen haben, über unsere Thaten nicht nur, sondern auch über unsere Gedanken?“

Neumann sah noch immer zum Fenster hinaus in das Leere. Er schüttelte nur ein wenig den Kopf. „Es gibt keinen Gott“, sagte er. „Alle klugen und studirten Männer sagen es und alle Zeitungen schreiben es. Nur die Pfaffen thun so, als glaubten sie an ihn, weil sie dafür gut bezahlt werden.“

„Nehmen wir einmal an, Sie hätten Recht. Wie traurig wäre dann das Menschenleben! Sie z. B., was hätten Sie dann für ein trostloses Leben geführt! Hätte es sich wohl gelohnt, geboren zu werden, wenn es nur geschah, damit Sie Ihr Leben lang in der kleinen dumpfen Stube den Schusterdraht handhaben?“

„Ich habe mir das Leben nicht gegeben, und meine Kinder werden es einmal besser haben. Sie werden nicht dem Handwerkerstande angehören. Nein, die eine wird zum Theater und die andere zum Circus.“

„Aber bester Herr Neumann, wissen Sie auch, welche Gefahren mit diesen Berufen verbunden sind?“

„Was für Gefahren? Sehen Sie, Fräulein Johanson, sie braucht nicht zu arbeiten und geht in Sammet und Seide.“

„Ich meine die Gefahr der Sünde.“

„Sünde! Das ist auch so ein Wort, das die Pfaffen ausgedacht haben, um das Volk zu verdummen. Das ist ebenso ein Wort wie Buße. Ich habe drüben ein Buch, das hat ein Doktor geschrieben, ein gelehrter Mann, der sagt auch, es gebe keine Sünde. Alle gelehrten Leute meinen das — warum sollen wir Armen nun das glauben, was für die Reichen und Gebildeten zu schlecht ist? Die Mäder und Reaktionäre wollen die Sache so theilen: sie wollen die Sünde behalten und wir sollen die Buße besorgen. Aber die Aufgeklärten lassen das nicht zu.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß alle Reichen so denken?“

„Warum soll ich das nicht glauben? Sehen Sie einmal in die Anzeigen der Zeitungen? Was für ein Schmutz wird dort angeboten! Und für wen? Für die Reichen. Oder gehen Sie einmal in das — hier nannte er den Ort eines berühmten Vergnügungsortes — wen finden Sie da? Lauter Reiche. Wer sündigt denn überhaupt? Die Junker, die Offiziere, die Gelbfäcke. Das Volk arbeitet, friert und hungert, aber es sündigt nicht. Es sündigt aber eigentlich überhaupt niemand. Ein Jeder sucht nur so gut zu leben, wie er irgend kann, ein Jeder denkt nur an sich.“

Es trat eine Pause ein. „Sie sagten vorhin“, begann ich wieder, „die ‚Aufgeklärten‘ ließen es nicht zu, daß die Geistlichen die unteren Volksklassen betrügen. Es gibt also doch auch Leute, die nicht nur an sich denken.“

„Sie denken auch nur an sich. Sie wollen Abgeordnete werden oder sie wollen viele Abonnenten haben. Wir Arbeiter sollten auch einmal an uns denken. Wir sollten einmal das Sündigen übernehmen und die Reichen Buße thun lassen. Die in den Zeitungen sprechen immer von Volksfreiheit und Verfassung. Was gehen uns die Volksfreiheit und die Verfassung an! Wir wollen Geld haben, damit wir gut essen und trinken und uns auch einmal amüsiren können.“

Frau Neumann war eingetreten, um ihren Mann abzurufen, und hatte seine letzten Worte gehört.

„Ja, ja“, sagte sie, „aber erst müssen die Pfaffen fort, die schlagen die Kinder todt.“

„Was heißt das?“

„Nun, in meinem Heimatsdorf hat der Pfaffe das Gänse-

mädchen todtgeschlagen. Nein, ich sage nur, fort mit der Regierung und den Junkern und den Pfaffen.“

Herr Neumann nickte der Frau zu. „Ja, sagte er, „und dann sollte man den Reichen das Geld abjagen, das sie aus dem Schweisse der Armen gewonnen haben. Dann werden wir gut zu essen und zu trinken und die Zeit haben, uns zu amüsiren.“

Die Sozialdemokratie war damals schon ein halbes Jahr alt, aber wir wußten noch nichts von ihrer Geburt. Aus diesem Material wurde sie erbaut, und die Neumanns waren es, die sie so schnell anwachsen ließen. Der gemeine Mann übersehte sich eben die „Resultate der Wissenschaften“ in seiner Weise.

Eine tragikomische Geschichte möge diese Erinnerung abschließen. Eines Morgens bemerkte ich, daß Frau Neumann, als sie mir den Kaffee hereinbrachte, dick verweinte Augen hatte.

„Was haben Sie?“ fragte ich.

Damit hatte ich die Schleuse geöffnet.

„O Gott, o Gott!“ jammerte die Frau, „was soll ich thun! Er ißt nichts, er trinkt nichts, er will sich verhungern!“

„Was will er?“

„Er will sich verhungern.“

„Wer?“

„Herr Neumann. Gestern hatte ich das Essen nicht zu rechter Zeit fertig gemacht, da sagte er: Du gehorcht mir nicht? Gut, so will ich nie wieder etwas essen. Und da kleidet er sich aus und legt sich ins Bett und ißt nicht und trinkt nicht. O Gott, o Gott, wenn er sich nun wirklich verhungert! Ist das nicht Selbstmord? Wenn es Selbstmord ist, so besomme ich nichts aus der Lebensversicherung. O Gott, o Gott! — und er sagt mir nicht, wer ihm noch Geld schuldig ist, und ich weiß nicht, wo er sein Geld stehen hat. Was soll ich thun, was soll ich thun?“

Ich suchte die geängstigte Frau zu beruhigen, rieth ihr das Lieblingessen des Mannes zu bereiten und vor ihm hinzustellen und begab mich dann ins Kolleg. Ich machte dann nach Tisch einen Ausflug nach Nischelswerder und kam erst spät abends nach Hause. Kaum war ich aber in mein Zimmer getreten, als auch Frau Neumann erschien. Sie war aufgelöst in Kummer und Verzweiflung. Sie hatte ihm Milchreis mit Pflaumen bereitet, aber er hatte sogar diese Speise nicht angerührt.

Am andern Morgen ging ich hinüber. Herr Neumann lag richtig im Bett, sah noch um eine Schattirung grün-grauer aus als gewöhnlich und blickte mich noch trauriger an als sonst. Die Frau heulte, gelobte abwechselnd Besserung und flehte um Angabe der noch ausstehenden Rechnungen, und Hulda und Amanda heulten mit. Ich suchte mir Ruhe zu verschaffen und redete dann dem Manne zu, das grausame Spiel zu beenden.

„Sie haben Ihre Frau ja jedenfalls hart genug bestraft“, sagte ich.

Neumann schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er, „ich habe ihr so oft gesagt, sie solle mir das Essen rechtzeitig machen, und sie hat es immer nicht gethan. Jetzt esse ich nie wieder etwas. Wenn wir Armen nicht einmal das Essen rechtzeitig haben können, dann lohnt es sich nicht zu leben.“

Der Tag verging und Neumann aß nichts. Als ich um Mitternacht nach Hause kam, flehte mich Frau Neumann an, zu dem mir befreundeten Sanitätsrath G. zu gehen und diesen um ein Mittel gegen das Verhungern zu bitten. Ich stellte ihr vergeblich vor, daß derselbe über kein Mittel verfüge, das nicht auch uns bekannt wäre, die Frau war aber so außer sich, daß ich mich schließlich hinsetzte, dem alten Herrn den Casus berichtete und ihn bat, am andern Morgen auf einen Augenblick bei uns vorzukommen. Der alte Herr, den der Fall höchlichst belustigte, kam denn auch wirklich, aber wir redeten Neumann vergeblich zu, zu verzehren. Mehrere mir befreundete ältere Mediziner, die Frau Neumann herbei holte, konnten natürlich ebenso wenig helfen.

So unglaublich es klingt — der Mann hungerte volle vier Tage. Ob er im Geheimen doch etwas genossen hat, weiß ich

nicht, es ist jedenfalls nicht wahrscheinlich, denn die Frau und die Kinder wichen nicht von seinem Bett und er sah erbärmlich aus. Eines Morgens aber stürzte Frau Neumann in mein Zimmer und weckte mich mit dem Jubelrufe: „Er hat gegessen!“

Was aus dem Ehepaar geworden ist, weiß ich nicht. Nachdem ich anderthalb Jahre bei ihnen verlebt hatte, verließ ich Berlin, um es erst nach acht Jahren wiederzusehen. Unwillkürlich lehrte ich auch in dem Hause ein, in dem ich ein paar herrliche Jahre verlebt hatte, aber da stand kein Stein mehr

auf dem anderen. In der Gründerzeit war alles umgebaut worden.

Wenn ich gelegentlich einmal eine sozialdemokratische Versammlung besuche, muß ich mich unwillkürlich nach Herrn Neumann umsehen und wenn ich ebenso gelegentlich in ein Organ des Fortschritts hineinblide und darin die alten Phrasen von den Junkern und Pfaffen und der Reaktion z. unverständlich wiederfinde, so höre ich sie unwillkürlich mit Herrn Neumanns milder monotoner Stimme wiederholen, und sehe wieder, wie er mit seinen traurigen Augen ins Leere blickt.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Bf. 2. 11./VL 70.

(Schluß.)

LXIV. „Und eine Prinzessin kommt ins Haus.“

Eine Woche war vergangen. Die Strohschütten, die vor dem Hause lagen, waren weggeschafft worden, aber alles ging leise, als wäre noch jemand da, der nicht gehört werden dürfe. Renate hatte seit jenem Abend, wo wir sie zuletzt sahen, das obere Stock nicht mehr verlassen, und um ihrem Willen war es, daß sich der Ton des Hauses dämpfte. Berndt arbeitete viel oder fuhr, von Hirschfeldt begleitet, nach Gnie hinüber, das seine Anwesenheit in großen und kleinen Dingen erheischte; im Erdgeschloß, auf spezielles Geheiß der Schorlemmer, standen zwei, drei Fenster auf, um das „Bammesche“ wieder hinauszulassen, und Hoppenmarieten — von der es im Dorfe hieß, daß sie drei Nächte lang auf ihrem Grabe gegessen habe — erschien nicht mehr, um Briefe und Zeitungen auf den Tisch zu legen. Es war eine rechte Zeckezeit, alles still und grau und mit schwarzen Gamaßchen; der alte Zecke selbst aber, der kaum noch Dienst hatte, sah halbe Stunden lang neben der Dinseumatte und plauderte mit Vektor.

So vergingen die Tage. Marie kam täglich, oft vormittags schon und ging zu Renaten, um ihr vorzulesen oder zu erzählen. Nur von Tübal sprach sie nicht. Darnach ging sie zu Lewin hinunter, der ungeduldig auf sie wartete; und sie sahen dann am Kamin, oder in der tiefen Fensterinsche und gedachten vergangener, stiller Tage, am liebsten des letzten Weihnachtsfestes und jenes schönen Pflaundersabends, wo sie, den hohen Christbaum zwischen sich, über seine hohe Spitze hinweg, die goldenen Rüsse geworfen und gefangen hatten. Von ihrem Glücke sprachen sie nicht; sie hatten eine Scheu, daß es fortliegen könnte, wenn es genannt würde. Nur einmal kam es wie von ungefähr dazu. Das war an dem Tage, wo Pastor Lämmerhirt, auf einer Dienstreise begriffen, bei seinem Hohen-Vieger Amtsbruder vorgelesen und zugleich auch einen Besuch auf dem Schulzenhofe gemacht hatte.

Das führte denn auf Bohlsdorf, und Lewin sagte: „Ach, Du weißt nicht, Marie, wie viel ich diesem Dorfe und seiner Kirche verdanke. Vor allem Dich. Dort begann ich zu genesen, noch ehe ich wußte, daß ich krank war. Mein Sinn war zu blind war ich und selbstsüchtig. Aber nun habe ich sehen gelernt, und habe Dich, Dich, mein Glück, meine Fee, meine Goldstern-Prinzessin.“

Es war unmittelbar nach diesen Worten, daß Berndt in das Zimmer trat, und das Erröthen Mariens wahrnehmend, ihr lächelnd und mit väterlicher Härlichkeit die Stirn küßte. Sie sah vor sich nieder und zitterte vor Bewegung, denn sie fühlte wohl, was ihr dieser Augenblick bedeutete.

Als sie gegangen war, sagte Berndt: „Ich freue mich Eures Glucks, Lewin, trotzdem ich noch nicht weiß, was ich all den Vigenwigen, die draußen in der Halle hängen, zu sagen haben werde, wenn ich über kurz oder lang unter ihnen erscheine. Aber ich werde noch manch anderes vor ihnen zu verantworten haben. Auflehnung stand auch nicht in unserem Hausstatedisismus, und ich denke, eines rechnet sich dann ins andere, und das Kleine wird mit dem Großen mit aufgehen. Und nun nichts mehr davon. Ist es in den Sternen anders beschloffen, so wird eine französische Kugel mißsprechen. Gott verhüte es! Haben wir Dich aber wieder, so haben wir auch

Hochzeit. Und eines weiß ich, sie wird uns den Stammbaum verderben, aber nicht die Profile und nicht die Gesinnung. Und das ist alles, und jedenfalls das Beste, was der Adel hat.“

* * *

Und abermals lagen Tage zurück, und Renate, die sich in ihren einsamen Stunden, wenn nicht die Heiterkeit, so doch die Klarheit ihrer Seele zurückgewonnen hatte, sah wieder theilnehmend im Kreise der Ihrigen. Am andern Morgen sollten Lewin und Hirschfeldt nach Breslau hin aufbrechen. Sie waren in Vorbereitung für ihre Reise und packten eben an ihren Mantelläcken, als sie vom Fenster her, zwischen den Pfeilern der Auffahrt, plötzlich eines Reiters gewahr wurden, der auf seinem Sattel in den Hof einritt. Also Bammesche. Alles lief aus Fenster, und selbst die Schorlemmer vergaß auf einen Augenblick ihre Abneigung. Denn sie war freilustig, und neue Sehden standen jetzt in Aussicht. Am erfreutesten war Berndt, der es längst aufgegeben hatte, sich über die Schrecken und Eitelkeiten des Alten zu ereifern.

„Nun, Bammesche,“ hob er an, als dieser sich gesetzt und ein Tablett mit Likören reich hintereinander abfolviert hatte, „wie war der Groß-Quirlsdorfer Befund? Dorf, Pfarre, Kangel?“

„Gut, Vigenwig, über Erwarten gut. Er hat eben seinen Frieden mit mir gemacht. Gleich am andern Tage war Kirche. Da mußte sich's also zeigen, und neugierig wie ich war, wartete ich nicht einmal das dritte Läuten ab. Das strakte sich denn freilich; das Orgelspiel wollte kein Ende nehmen, und mir war ein paar Mal als würde das ganze Gesangbuch durchgesungen. Aber endlich kam er, und was glauben Sie, worüber er predigte? Ueber Saul und David predigte er. Und immer wieder hieß es: „Saul hat tausend geschlagen, aber David hat zehntausend geschlagen.“ Nun, Vigenwig, wir wissen am besten, daß wir unserer Reputation diese Zehntausend eigentlich noch schuldig sind; aber eska, der ewige kleine David, wer konnte es am Ende sein? Anfangs sträubte ich mich, bis ich mich darin ergab. Und so wissen Sie denn jetzt, meine Damen, und worauf ich ein besonderes Gewicht lege, auch Sie, meine liebe Schorlemmer, wer eigentlich unter Ihrem Dache weilt. Ein neuer Beweis für den alten Satz, wer nur alt genug wird, wird alles.“

Das Geplauder ging noch weiter, und ehe Mittag heran war — das Diner sollte nicht vor vier Uhr genommen werden — machte Bammesche den Vorschlag, zu Drosselstein hinüber zu reiten, um „Dispreußen mal wieder auf Herz und Nieren zu prüfen“. Berndt war es zufrieden, und nach einigen Minuten wurden die Pferde vorgeführt.

Als sie bei Mielkens Mühle vorüber waren, sagte Berndt: „Was ich Ihnen sagen wollte, Bammesche, wir haben ein Brautpaar im Hause.“

„Das wäre! Die Schorlemmer?“

„Nein.“

„Ich dachte, sie hätte sich den Seidentopf rangelbetet. Mit Sped fängt man Mäuse. Wittwer und Urnensammler gehen ins Garn wie die Wachteln. Und nun gar dieser Seidentopf. Sehen Sie sich seinen Jubiläumsschrank an; er hat alles auf-

gehoben, was ihm seine Selige geschenkt hat. Und solch Kultus ist immer gefährlich."

Berndt lachte.

"Sie verlieben sich in eine Ihrer Vorstellungen, Bammie, wie gewöhnlich. Aber die Thatfachen sind unerbittlich. Es liegt anders. Nicht Seidentopf."

"Nun wer denn?"

"Lewin."

"Gratulire! Aber das ist erst einer, erst ein halbes Brautpaar."

"Lewin und Marie Kniehase. Des Schulzen Kniehase Pflөгedochter."

Bammie riß den Sesselherum, daß er im rechten Winkel zu Wigewig stand, und sah diesen aus seinen kleinen Augen mit allen Zeichen aufrichtigsten Erstaunens an.

"Sie verwundern sich?" sagte dieser.

"Ja."

"Und mißbilligen es?"

"Nein, Wigewig. Au contraire. Ich habe seit zehn Jahren, wenn ich das neunundzwanzigste Bulletin und den großen Diebstahl bei Krach annehme, nichts gehört, das mich so erfreut hätte als das. Das ist das reizendste Geschöpf, und ich verlange was, wie alle, die selber nicht viel einzusehen haben. Also nochmals: gratulor! Wetter, Wigewig, das gibt eine Rasse."

Berndt wollte antworten, aber der Alte, der sich unerwartet einem Lieblingsbema gegenüber sah, hatte wenig Lust, das Wort so schnell wieder aus der Hand zu geben.

"Frisches Blut," fuhr er fort, "frisches Blut, Wigewig, das ist die Hauptsache. Meine Ansichten sind nicht von heute und gestern, und Sie kennen sie. Ich perhorreszire dies ganze Vetter- und Ruhmenprinzip, und am meisten, wenn es ans Heirathen und Fortpflanzen geht. Ihre Schwester, die Gräfin, dachte ebenso, und ich habe sie sich, in allerdings schwierig liegenden Fällen, zu Grundsätzen bekennen hören, die selbst mir imponiren. Ehre ihrem Andenken! Es war eine superbe Frau. Ja, Wigewig, wir müssen aufräumen, weg mit dem alten Schlendrian. Wie geht es? Ein Zieten eine Bammie, eine Bammie ein Zieten, das ist so eine von den stolzen Dummheiten, an denen wir so reich sind. Und was kommt dabei heraus? Das hier!"

Und dabei schlug er mit seinem Fischbeinstock an seine hohen Stiefelschäfte.

"Ja, das hier; und ich bin nicht dumm genug, Wigewig, mich für ein Prachtexemplar der Menschheit zu halten."

"Und eines nicht zu vergessen," warf Berndt in geschickter Ausnutzung einer Pause dazwischen, "andere Zeiten kommen, Bammie; Zeiten, mit denen wir rechnen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Es hilft nichts, wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken." Bammie nickte zustimmend.

"Wir sind unter uns, Wigewig," fuhr er fort, "und können uns ohne Gefahr unsere Gesändnisse machen. Mitunter ist es mir, als wären wir in einem Narrenhause großgezogen. Es ist nichts mit den zweierlei Menschen. Eines wenigstens glaubten wir gepachtet zu haben: den Muth, und nun kommt dieser Katerlaken-Grell, der zeitlebens, wie zum Zeichen seiner Abstammung unterm Strohdach seiner eigenen Haare wohnte und stübt wie ein Held. Von dem Conrector spreche ich gar nicht erst; ein solcher Tod kann einen alten Soldaten beschämen. Und woher das alles? Sie wissen es. Von drüben; Westwind. Ich mache mir nichts aus diesen Windbenteln von Franzosen, aber in all ihrem dummen Zeug steckt immer eine Priße Wahrheit. Mit ihrer Brüderlichkeit wird es nicht viel werden, und mit der Freiheit auch nicht; aber mit dem, was sie dazwischen gestellt haben, hat es was auf sich. Denn was heißt es am Ende anders als: Mensch ist Mensch. Ich darf so sprechen, Wigewig, denn die Bammes sterben mit mir aus, und nicht einmal ein Namensvetter ist da, den ich in seinem Standesbewußtsein kränken oder schädigen könnte. Denn das Kränken fängt bei uns immer erst mit der Schädigung an."

Damit waren sie bis an die Parkmauer gekommen und hielten eine Minute später vor dem Drosselsteinschen Gartensaal.

Während dieses Gespräch auf dem Wege nach Hohen-Biejer hin geführt wurde, plauderten auch Renate und Marie, die sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen und auf dem großblumigen Sopha Platz genommen hatten. Lewin kam herzu, war aber ersichtlich zerstreut, und saß schon minutenlang zwischen ihnen, ohne daß er Marias Hand genommen oder einen Blick für sie gehabt hätte.

Marie selbst, ihrer ganzen Natur nach unbefangen und anspruchlos, schien es nicht zu bemerken; aber Renate sagte: "Sonderbares Brautpaar, Ihr seid nicht einmal zärtlich."

"Gib uns nicht auf," lachte Marie, und Lewin setzte hinzu: "Wir waren zu lange Geschwister. Aber es findet sich wohl noch. Was meinst Du, Marie?"

Und das Roth, das über ihre Wangen flog, sagte, daß sie dessen sicher war.

Nach diesem — es war wieder ein Sonnabend — gingen Lewin und Hirschfeldt in die Pfarre, um von Seidentopf Abschied zu nehmen. Sie fanden ihn über Veltmann, und nicht bloß die Schrankthür seines arcus triumphalis stand weit offen, sondern auch das Mittelbrett war vorgezogen, auf dem die drei Hauptstücke der Sammlung ihren Platz hatten, und seit dem zweiten Weihnachtstage auch der Wagen Odins. Wer die Seidentopfsche Wocheneintheilung kannte, konnte durch diesen Anblick nicht überrascht werden. Er gehörte nämlich zu den klugen Predigern, die schon Freitags mit ihrer Predigt abschließen, um dann den zwischenliegenden Tag zu Wiederfrischung ihrer Seele verwenden können. Und was hätte sich besser dazu geschickt, als die ultima ratio Semnonum! Unser Pastor ließ sich denn auch als Regel bei diesem Erfrischungsvorgang nicht gerne stören, heute indes, wo Lewin und Hirschfeldt kamen, um ihm Lebewohl zu sagen, konnte von einer Störung nicht wohl die Rede sein. Um neun Uhr früh, so bemerkte Lewin im Laufe des Gesprächs, gedachten sie nach Frankfurt hin aufzubrechen, um dajelbst in der Mittagsstunde schon mit Berliner Freunden zusammen zu treffen. Es wurde dies alles nur leicht hingeworfen; Seidentopf verstand aber sehr wohl, daß mit diesen genauen Zeitangaben nur ihr Nichterscheinen in der Kirche entschuldigt werden sollte. Er war ihm nicht lieb — er hatte die Empfindlichkeit aller Pastoren — sahte sich indessen schnell und gab seinen Wünschen für die Zukunft einen allerherzlichsten Ausdruck. Dann wandte er sich zu dem Rittmeister, um auch von den "zurückliegenden gemeinschaftlich durchlebten Tagen" zu sprechen.

"Es waren stürmische Tage," so schloß er.

"Und doch vor dem Sturm!" antwortete Hirschfeldt.

Und nun war es neun Uhr früh. Hektor hatte seinen ersten Ausgang und sich mühsam bis an die Sandsteinstufen geschleppt, und zum letzten Mal in diesem Buche fuhren die Ponies vor. Ihre Schellen klangen so hell, und an Krifts altem Hut mit der alten Kokarde flatterte heute ein lauges grünes Band. Seine Frau hatte roth nehmen wollen, aber er hatte auf grün bestanden.

Und nun nichts mehr von Abschied.

Ueber den Forstader hin flog der Schlitten, in dem Lewin und Hirschfeldt saßen, an Hoppenmariens Häuschen vorbei, und als sie gleich darauf wieder hügelab und am Flußufer hinfuhren, rollte plötzlich ein Ton wie dumpfer Donner herauf, zog an ihnen vorbei und verhallte in weiter Ferne.

"Das Eis bricht," sagte Hirschfeldt. "Ein gutes Zeichen, unter dem wir ausziehen."

Und in demselben Augenblick begannen auch die Hohen-Biejer Glocken zu klingen und beide Freunde wandten unwillkürlich die Köpfe zurück.

"Was bedeuert uns ihr Klang?" fragte Lewin.

"Eine Welt von Dingen: Krieg und Frieden und zuletzt auch Hochzeit. Und ich bin mit unter den Gästen."

"Sie sprechen, Hirschfeldt, als ob sie es wüßten," lächelte Lewin.

"Ja, Wigewig, ich weiß es, ich, ich sehe in die Zukunft."



Der Kampf ums Dasein. Originalzeichnung von H. Sondermann.

Am demselben Sonntag Nachmittag sahen auch die Frauen in dem Eckzimmer, darin wir ihnen so oft begegnet. Ihre Thränen waren getrocknet, die Schorlemmer hatte sich mit einem Kräftspruch über Abschied und Nahrung hinweggeholfen und nur an Mariens langen schwarzen Wimpern hingen noch einzelne Tropfen.

Kenate küßte sie und sagte: „Laß das, denn Du mußt wissen, Marie, ich glaube an dreierlei.“

„Das thun alle vernünftigen Menschen,“ sagte die Schorlemmer. „Das heißt alle Christen.“

„Und zwar glaube ich,“ fuhr Kenate fort, „erstens an den hundertjährigen Kalender, zweitens an Feuerbesprechen und drittens an Sprichwörter und Volksreime. Und weißt Du, an welchen ich am meisten glaube!“

„Nun?“

„Und eine Prinzessin kommt ins Haus.“

Marie lächelte.

Die Schorlemmer aber sagte: „Thorheit, ich will Euch einen bessern Spruch sagen.“

„Und?“

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“

LXV. Aus Kenatens Tagebuch.

Erzählungen schlichen mit Verlobung oder Hochzeit. Aber ein Tagebuch, das sich bis auf diesen Tag im Hohen-Bieger Herrenhaufe vorfindet und als ein theures Vermächtniß daselbst gehütet wird, gönnt uns noch einen Blick in die Zukunft. Es sind Blätter von Kenatens, meines Lieblings Hand, und aus ihnen ist es, daß ich das folgende entnehme.

„Lewin ist zurück. Ich habe nur auf diesen Tag gewartet, um, wie ich lange wollte, mit meinem Tagebuche zu beginnen. Der Säbelhieb über die Stirn kleidet ihn gut; der weiche Zug, den er hatte, ist nun fort; Marie findet es auch. Wie war sie so glücklich! Und doch so ruhig wie sie glücklich war. Und das freute mich am meisten. Denn mir ist nichts verhaßter als Lärm; und nun gar Lärm in Gefühlen! Es traf sich sonderbar, daß wir, eine Stunde vor Lewins Ankuft, den für Grell bestimmten Grabstein ausgepakt hatten. Ein kleiner Marmor. Es war nicht ohne Bewegung, daß wir

gehört
ist in

wie
liegt

Bräut
Pflanz
Wieder
Augen

wenn
stahl
hätte
lang
Also

eine
so

ist
geste
Welt
Hei
doch
lieg
imp
Fra
alle
eine
heit
herc

hoch

mit

Uns
War
wol
Kor

uns
mir
ist
wir
Kaf
stau
für
erst
Un
wie
Fra
Pri
wer
sie
hei
so
und
St
Kri

hiel

Namen und Datum und die Hölberlinische Zeile lasen. Teeze wollte den Stein verstehen, aber Maline sagte: „Nein, nein, das bedeutet Glück“, was natürlich meine gute Schorlemmer in Feuer und Flamme über die Unausrotbarkeit des wendischen Aberglaubens brachte. (Lewin übernimmt Guse; sie werden dort als ein junges Paar leben. Es ist am besten so.)

„Gestern war Hochzeit. In Bohlisdorf, Gemin hatte darauf bestanden; er wollte da getraut werden, wo sich sein Leben entschieden habe. So fuhren wir in drei Wagen hinüber mit uns Drosselstein und Hirschfeldt (der den Arm verloren hat, leider den rechten). Bammie war geheimnißvoll und erklärte, „sein Brautgeschenk vorläufig vergraben zu haben“. Aber der Tag der Auferstehung werde kommen. Die Schorlemmer empört, wir anderen neugierig. Seidentopf hielt die Rede; nie hat er besser gesprochen; es ist doch wahr, daß das Herz den Redner macht. Er nahm einen Bibeltext; aber eigentlich sprach er über die Zeile: „Und kann auf Sternen gehen“. Nach der Trauung nahmen wir einen Jubel auf dem Amtshofe. Die junge Frau noch hübscher geworden; wieder an Kathinka erinnert. Rückfahrt im offenen Wagen. Entzündend. Die Sommerfäden stogen und setzten sich in Mariens grünen Kranz. Es war wie ein zweiter Brautpfleier. Bammie, der nur den volkstümlichen Namen dieser Fäden kannte, ereiferte sich über die „Ungalanterie des feurigen Septembers“, beruhigte sich aber, als ich ihm sagte, daß diese Fäden auch „Mariengarn“ heißen. Uebrigens haben Lämmerhirt und Seidentopf Brüderschaft getrauert und wollen korrespondieren. Lämmerhirt sammelt auch Todtentöpfe, und ist germanisch. Also gegen Turgany.“

„Heute haben wir unseren lieben Seidentopf zur letzten Ruhe gebracht. Auch Lewin und Marie kamen von Guse herüber, und die drei ältesten Kinder. Sie brachten große Kränze von Nleder mit, der in diesem Jahre so schön in Guse blüht. Pastor Habel von Dolgeln hielt die Grabrede; gutgemeint und alltäglich. Papa will es nicht wahr haben; aber er legt immer aus seinem Eigenen zu. Auch Turgany war da; sehr bewegt. Er führte mich, als wir zurückgingen, und sagte dann in seiner Art: „Nun kann ich diesen Landestheil unangefochten für wendisch erklären; aber ich thät es lieber nicht.“

„Brief von Kathinka (aus Paris). Theilnehmend, aber sehr vornehm. Wir sind ihr kleine Leute geworden. Sie kennt nur noch zweierlei: Polen und „die Kirche“.

„Wir waren gestern in Guse drüben, Papa, die Schorlemmer und ich. Als wir bei Tische saßen, wurde der Seelower Gerichtsdirktor gemeldet, der ein auf dem dortigen Gerichte niedergelegtes Dokument in Person überbrachte. Aufschrift: „An Frau Marie von Wigewitz. Nach meinem Ableben zu Händen der Adressatin. Bammie, Generalmajor.“ Wir öffneten und lasen. Er hat Marie sein ganzes Vermögen vermacht, alles in sehr banneichen Ausdrücken. Am Schlusse stand: „Ich hab' es früh erfahren, wie wenig der Schein bedeutet.“ Marie entsann sich, Aehnliches gegen ihn geäußert zu haben. Wir gratulirten alle; nur die Schorlemmer verlangte Zurückweisung, „es sei kein Segen daran“. Marie aber meinte, „dazu sei sie doch nicht fromm genug“, worüber wir alle herzlich lachten; zuletzt auch die Schorlemmer.“

„Und nun bin ich allein, ganz allein, und morgen wird Lewin, der nun Guse verläßt, seinen Einzug in dies alte Hohen-Vieh ha... in, in das mir und ihm so theure Haus, in dem er geeignet sein möge wie bisher. Und er wird es, denn er bringt seinen guten Engel mit. Meine theure Marie. Sie hat die schwerste Probe bestanden, und das Glück hat sie gelassen wie sie war: demüthig, wahr und schlicht. Und so konnt' ich bleiben, und weiter leben mit und unter ihnen, aber ich mag doch nicht die Tante Schorlemmer ihres Hauses sein. Auch setzten mir die Lieder und Sprüche. So will ich denn nach „Kloster Lindow“, unserem alten Fräuleinsstift. Da gehö' ich hin. Denn ich sehne mich nach Einsamkeit bei mir selbst und nach den stillen Werken der Barmherzigkeit. Und nur Gines ist, das ich noch mehr ersehne. Es gibt eine verklärte Welt, mir sagt es das Herz, und es zieht mich zu ihr hinauf.“

Auf einer schmalen Landzunge zwischen zwei märkischen Seen liegt das adlige Stift Lindow. Es sind alte Klostergebäude: Kirche, Refektorium, alles in Trümmern, und um die Trümmer her ein stiller Park, der Begräbnisplatz, oder ein Begräbnisplatz, der schon wieder Park geworden ist. Blumenbeete, Grabsteine, Niederbüsche und dazu Kinder aus der Stadt, die zwischen den Grabsteinen spielen.

Und auf einem dieser Grabsteine stand ich und sah in die niedersteigende Sonne, die dicht vor mir eben das Kloster und die stillen Seeflächen vergoldete. Wie schön! Es war ein Blick in Licht und Frieden.

Dann erst las ich den Namen, der auf dem Steine stand: Renate von Wigewitz.

Am Familientische.

Vor dem Grabstein.

(In dem Bilde auf Seite 800.)

Es ist ein natürlicher Wunsch, die geliebten Jüge eines nur zu früh Dahingegangenen wenigstens auf dem Steine, der seine sterbliche Hülle deckt, noch für eine Weile festzuhalten, und die Kunst des Bildhauers verdankt ihm reiche Anregung. Grabsteine, welche die Gestalt des Verstorbenen zeigen, gehören zu den ältesten Erzeugnissen der Skulptur in Deutschland. Und gerade sie machen trotz der mangelhaften feinen Ausführung einen ganz besonders rührenden Eindruck. Oft spricht aus ihnen der Kampf des sinnigen aber von der Technik nur wenig unterstützten Künstlergeistes mit dem spröden Material in sehr ergreifender Weise. Jenes liebevolle Sichberufen in die Arbeit, das uns aus allen besseren Werken des deutschen Mittelalters so ansprechend entgegentritt, spricht auch schon aus jenen alten Grabsteinen. Die Entstehung eines solchen führt uns unser Bild vor. Wie Kopf und Gestalt des Nitters anzeigt, ist die Technik schon auf einer hohen Stufe, aber die Innigkeit ist gelitten, und beides hat sich zu einem die Beschauerin tief ergreifenden Ganzen gepaart. Auf sie wirkt die Gestalt ja freilich nicht nur als Kunstwert, denn die lieben Jüge, welche sie aufweist, rufen laufend Erinnerungen wach und erneuern den Schmerz über das verlorene Glück. Und doch verliert der Schmerz andererseits vor diesem Bilde seinen Stachel und weicht jener tiefen aber beglückenden Erregung, welche die Kunst hervorruft.

Kleine Baumeister.

Mit großer Sicherheit läßt sich behaupten, daß ein nicht geringer Theil aller Kalkablagerungen unserer Erde schon durch Thierleider in

einer oder der anderen Form hindurchgegangen ist. Läßt sich dies oft nur durch langwierige Untersuchungen nachweisen, so gibt es doch auch sehr bedeutende Kalkmassen, denen man auf den ersten Blick ihre Entstehungsweise ansieht. Dies sind die Korallenriffe.

Die Erbauer derselben sind Polypen, und zwar die zierlichsten Gattungen dieser sonderbaren Geschöpfe, deren seltenste (jedoch nicht Risse aufführende) Art, die rote Koralle, das Material zu den hochgeschätzten Schmuckstücken liefert, deren größere Einzelformen, wie z. B. die schongefärbten Seeanemonen, wohl schon mancher Badegast am Strande des Meeres gesehen und bewundert hat. Der Körper unserer Thiere bildet gewissermaßen einen Saß, von dessen oberem, mit Fangarmen besetzten Munde ein anderer kleinerer Mund- und Magenrad nach innen führt, der wieder mit dem äußeren durch eine Anzahl aufrecht stehender Scheidewände verbunden ist. Wie nun der Mensch z. B. das Material zum Aufbau seines Skelettes seiner Nahrung entnimmt, so haben auch viele Arten der Polypen die Fähigkeit, den im Meerwasser aufgelösten kohlensauren Kalk abzuscheiden und ihn in den inneren Scheidewänden, sowie im den unteren Theil des Leibes abzulagern, sich so zugleich eine Stütze und einen Schutz für ihren zarten Körper bildend. Zerfällt letzterer, so bleibt nur dieses Kalkgerüst, der eigentliche napf- oder becherförmige Wohnsitz übrig, in welchem die feinen, nach dem Mittelpunkt verlaufenden Blättchen noch die ehemaligen inneren Scheidewände des Leibes andeuten. Jede der unzähligen Poren oder Zellen eines Korallenzweiges bietet uns diesen Anblick dar; die Polypen sind vergangen, ihr Werk ist geblieben.

Entsprechend ihrer besondern Art geben aber diese Wesen ihren Einzelwohnungen eine verschiedenartige Form und Anordnung, und

diese überträgt sich in der Folge wieder auf die ganze Kolonie, ähnlich wie die einzelnen Häuser und Anlagen der Straßen schließlich den Charakter einer Stadt bestimmen. So gibt es Städte mit derbem kurzverasteten Zweigwerk, andere, die weitläufig und hart wie Moos sind, noch andere, die aus pilzähnlichen oder leppenförmigen, oder aus flachen oder tageligen Stücken bestehen, die kaum sichtbare Poren oder selbstsam gewundene Vertiefungen an ihrer Oberfläche zeigen und viele andere durch Worte kaum genügend zu beschreibende Formen, die meistens mehr Bunderwerke an Heiligkeit sind. In diesen leben die Polypen dicht an einander gedrängt in unermeßlicher Anzahl; die neuen Generationen siedeln sich immer wieder am Mutterstod an, vergrößern denselben und umgeben ihn mit neuen Absonderungen — so wächst er und breitet sich aus, an der Oberfläche voller Leben, im Innern ein festes todes Gestein.

Die kleinen Baumeister gedeihen aber nicht überall; wie alle Lebewesen sind auch sie von gegebenen äußeren Verhältnissen abhängig; sie können nur bis zu einer Tiefe von wenig mehr als hundert Fuß leben, sie müssen klares Seewasser von normalem Salzgehalt haben und bedürfen einer Temperatur von mindestens neunzehn bis zwanzig Grad Celsius Wärme. Diese drei Voraussetzungen bedingen die Entstehung, die Form und die geographische Verbreitung der Korallenbauten.

Inseln, süßarme Küstenseen, namentlich aber Inseln bieten die günstigste Gelegenheit zur Ansiedlung; im Laufe der Zeit entsteht unmittelbar vom Lande ausgehend, ein Saum- oder Küsterriff, und bleibt in solches, so lange nicht allgemeine wesentliche Veränderungen eintreten. Die feste Rinde unserer Erde zeigt nämlich sehr langsame erst in Jahrhunderten wahrnehmbare Schwankungen, indem einzelne Gegenden ganz allmählich auf- oder absteigen, und folglich dem Meere entwachsen oder von ihm bedeckt werden. Entsticht der Erdraum, welcher auch unsere Insel mit dem Küsterriff trägt, so müssen endlich die in zu große Tiefe gelangenden Polypen absterben, während die jüngeren Generationen nach oben und außen rüstig weiterbauen. So vergrößert sich der Wasserraum zwischen der eintauchenden Insel und dem Riffe, und dieses bildet nun ein sogenanntes Damm- oder Wallriff. Bei fortschreitendem Sinken wird die Insel gänzlich unter dem Meeresspiegel verschwinden, während das Riff wie bisher nach oben und außen weiter wächst und nun ein stilles Wasserbecken umschließt; so entsteht ein Lagunenriff oder Atoll. Dieses ist der Grabstein einer verunkelten Insel. An der Küstenseite, wo ja die Riffe am schnellsten wachsen, ragen dieselben meistens fest wie eine Mauer aus großer Tiefe heraus, während sie nach innen ganz allmählich abfallen. Den Mündungen von Bächen und Flüssen gegenüber, wo ihre Erbauer in den mit Süßwasser gemischten Fluten nicht gedeihen können, zeigen sie entsprechende Löcher, und diese werden auch bei den Atolls noch durch Ebbe und Flut offen gehalten; der innere Wasserraum bietet den Schiffen oft einen sicheren Zufluchtsort.

Wo statt der Senkung eine Hebung eintritt, da tauchen natürlich mit dem Land auch die Riffe empor und liegen dann hoch und trocken oft weit vom Meere entfernt. Wer z. B. das Juragebirge besucht, kann dort die alten Riffe in allen Größen und Formen erkennen, er kann sich im Geiste um Jahrtausende zurückverlegen und sich auf dem Grunde des Meeres wandeln denken. Für den Forscher sind sie wichtige Denkmäler der Bergangeheit, untrügliche Zeichen im großen Buche der Natur. Sie beweisen ihm, daß in diesem Erdtricht ein tropisches Klima herrschte, sie erzählen ihm aus grauer Vorzeit, vom Spiel der Wellen, vom Rauschen der Brandung, von einer Reihe längst verschwundener Lebewesen, deren abenteuerliche Formen wir nur noch aus den spärlich erhaltenen Resten zu erkennen vermögen.

Freilich bewahren diese Riffe nicht die ursprüngliche kunstvolle Gestalt der einzelnen Stöcke. Selbst ein noch in Weiterbildung begriffenes Riff vermagt in seinen inneren und unteren Theilen zu einer geschlossenen Masse, deren Oberfläche allein noch den emsigen Arbeiter Raum zur Ansiedelung bietet. Wenn deren Werk bis zum Meeresspiegel vorgeschritten ist, wirken andere Kräfte an seiner Zerkümmung.

Ungewöhnlich niedrige Ebden und heftige Regengüsse tödten die gegen Ant und Süßwasser sehr empfindlichen Bewohner; die Wellen füttern gegen den Bau, zertrümmern schwächere Theile desselben und brechen ganze Stöcke los; die nimmernde Brandung bemächtigt sich dieses, zerklüftet sie in raslosem Spiel und wäscht das Geröll und den feinen Korallenand in die vorhandenen Hohlräume. Unzählige Seethiere, welche in den Höhlen und Klüften des Riffes leben und sterben, füllen diese ebenfalls mit ihren Ueberresten an. Die rüthigen Polypen überziehen und verbinden immer wieder das Gelernte mit ihren Absonderungen, und das Meerwasser endlich kettet im Laufe der Zeit das Ganze zu einem formlosen Gestein zusammen. So verodet das Alte und Neues wächst auf ihm empor. Aber auch dieses wird früher oder später wieder eine Beute der Wellen, und die Bruchstücke werden schließlich an günstigen Stellen auf dem Riffe abgelagert. Es entstehen Anhäufungen, wachsen allmählich über den Wasserpiegel empor und bilden nun niedrige Inselchen, welche bald verstreut, bald wie Kerlen an einander gereiht am geschügten Saume des Riffes sich hinziehen. Regenhauer und die heißen Strahlen der Sonne beschleunigen die Verwitterung des Materials; Vögel lassen mit ihrem Kothe unerwünschte Samenkörner zurück, die Meereströmungen führen einzelne Pflanzen und Frische herbei; allmählich überzieht freundliches Grün den nackten Boden, und am Strande erhebt die Kokospalme, deren gutgeschützte Frucht weite Seereisen unbeschädigt zu ertragen vermag, ihren prächtigen Wipfel. In ähnlicher Weise landen

durch das wunderliche Spiel des Zufalls vielleicht auch einige Thiere, und es entwickelt sich bald ein beschränktes Thierleben, bei welchem der Mangel an Arten oft durch eine außerordentliche Zahl von Individuen ersetzt wird. Sind die Inseln einladend genug, so findet endlich wohl auch der rastlos wandernde Mensch auf ihnen eine Heimat, wie dies namentlich im stillen Ocean geschehen ist.

Die Verbreitung der rissbauenden Polypen ist auf die Tropenmeere, zwischen etwa 25 Grad südlicher und 30 Grad nördlicher Breite beschränkt, doch sind diese allgemeinen Grenzen durch warme oder kalte Meereströmungen vielfach verschoben. Wo überdies große Tiefen vorhanden sind, fließt das Meerwasser verunreinigt und seinen Salzgehalt verringert, da fehlen auch die Korallen. Der atlantische Ocean ist darum verhältnismäßig arm an denselben. Nur im rothen Meere, und an verschiedenen Stellen der westindischen Inseln finden sie sich in größerer Menge; an der Küste von Florida, den Bahama-Inseln und an den ziemlich weit nordwärts liegenden Bermuda-Inseln, in den warmen salzigen Fluten des Golfstromes gedeihen sie vortreflich. Im indischen Ocean aber und namentlich in der unermeßlichen Weite des stillen Oceans haben sie ihre eigentliche Heimat und führen dort wahrhaft großartige Bauten auf. Viele hunderte von Inseln in diesen Oceans sind allein ihr Werk. Neu-Caledonien ist von einem Wallriff umgürtet, welches fast hundert Meilen Länge und oft mehr als eine Meile Breite hat; an der Nordostküste Australiens erstreckt sich zehn bis zwölf Meilen vom Lande entfernt, im sogenannten Korallenmeer, ein anderes Wallriff von über zweihundert Meilen Länge hin.

Die Thätigkeit der kleinen fleißigen Geschöpfe kann sich aber auch in unangenehmer Weise fühlbar machen. Man hat Grund zu der Versicherung, daß sie die Neu-Guinea und Australien trennende Torresstraße zubauen werden; noch viel empfindlichere Folgen würde es haben, wenn sie das Gleiche mit der Floridastraße versuchen sollten. Bächen auch die Riffe nur langsam, durchschnittlich vielleicht einen halben Zoll im Jahre, so würde der entstehende Damm doch endlich die Gewässer des Golfstromes hemmen und zuletzt in neue Bahnen lenken. Der Golfstrom dient aber Europa nicht nur gewissermaßen als Warmwasserheizung, sondern verhindert auch das Eindringen kalter mit Eismassen beladener Polarströmungen; veränderte er jemals seine Richtung, dann dürfte Nordwest-Europa bald in einen ähnlichen traurigen Zustand versinken, wie ihn uns die unter entsprechender Breite liegenden Landstriche des nordöstlichen America und Grönlands darbieten.

Wie kommt nun aber der Kalk ins Meer, wie wird das Material erzieht, das unsere Thiere zu ihren Bauten verbrauchen und in so großartiger Weise aufspeichern?

Diesen Ertrag besorgt der Kreislauf des Wassers. An der Oberfläche des Meeres verdunsten fortwährend große Wassermengen, werden von den Winden hinweggeführt, verdichten sich zu Wolken und kehren in fester oder flüssiger Form wieder zur Oberfläche der Erde zurück. Die Feuchtigkeit dringt in den Boden ein, sicker durch die feinsten Poren der Gesteine und löst mehr oder minder schnell die verschiedenen Bestandtheile auf. In zahlreichen Quellen tritt das bereicherte Wasser wieder zu Tage, vereinigt sich zu Bächen und Flüssen und gelangt zuletzt ins Meer, von dessen Strömungen es überall vertheilt wird. Ununterbrochen zerlegt das Wasser den Boden, welchen es durchdringt, es erweitert Rissen, Spalten, Klüften im Innern der Erde, höhlt Schluchten und Thäler aus, zernagt und formt die Gebirge, und bewirkt so ein allmähliches Zusammenfallen und Hinwegschmelzen alles Festen, welches über den Spiegel des Weltmeeres emporragt. Von einzelnen Flüssen ist nachgewiesen, daß sie in achttausend Jahren dem Meere so viel aufgelöste Bodenbestandtheile zuführen, als das Gesamtgewicht der Wassermasse beträgt, die sie in einem Jahre in dasselbe ergießen. Da nun ähnliches für alle Flußläufe gilt, so läßt sich ermesen, welche bedeutende Umwandlungen hierdurch verursacht werden. Eine annähernde Berechnung ergibt, daß schon der Kalk, welchen das Meer fortwährend in Lösung enthält, wenn plötzlich ausgeschieden, für sich allein eine Felsmasse von einer Meile Höhe und Breite und 2000 Meilen Länge bilden würde.

Wenn nun die stete Zuführung von Stoffen nicht ausgeglichen würde, so müßte das Meerwasser sich endlich in eine für Lebewesen unbewohnbare Lauge verwandeln. Viele Landseen, die wohl Zuflüsse aber keinen Abfluß haben und durch Verdunstung zwar ihr Wasser, nicht aber die darin gelösten enthaltenen Mineralien verlieren, gehen diesem Schicksale entgegen oder sind ihm schon verfallen, wie z. B. das tode Meer, dessen Zustand durch den Namen genügend bezeichnet wird. Dasselbe Schicksal, vollständige Verödung, wäre endlich auch dem Weltmeere gewiß, wenn diesem, neben andern ausgleichenden Prozessen, nicht auch durch die rastlose Thätigkeit von Thieren und Pflanzen entgegengearbeitet würde. In welcher bedeutamen Weise die rissbauenden Polypen sich an der Erhaltung des Gleichgewichts beteiligen, haben wir gesehen.

Ununterbrochen wirken die Kräfte, die in einem Menschenalter kaum merksam, in Jahrtausenden doch Ungeheures leisten und in unendlicher Mannichfaltigkeit der Mittel die Formen des Bestehenden verändern, rastlos zerstören und rastlos erschaffen.

Geistesgegenwart.

In einem Dorfe in der Nähe von Lublin lebt ein alter Geistesiger, der für sehr vermögend gilt. Vor einigen Monaten brachen zu nächstlicher Stunde Räuber bei ihm ein und verlangten Geld. „Wir

geh
ist
wie
lieg
Br
Pfl
Wi
Au
we
sta
hät
lat
M
ein
so
ist
ge
Wi
He
da
lie
in
Si
al
ein
be
be
m
W
W
m
ist
w
M
st
er
U
P
w
fi
h
se
u
e
A
h

werden demnächst in den Krieg gegen die Türken ziehen," sagten sie, "und im Kriege braucht man Geld."

"Ihr habt ganz recht," erwiderte der Geistliche. "Zieht Ihr wirklich in den Krieg, so will ich Euch gern unterstützen und zwar nicht nur mit Geld, sondern auch mit meinem Segen."

Damit begab er sich in das Nebenzimmer, holte 800 Rubel und händigte sie den Räubern ein. Sodann bespritzte er sie mit Weihwasser.

Dieser ganze Vorgang hatte sich im Dunkeln abgespielt. Sobald die Räuber fort waren, weckte der Geistliche seine Dienstboten und ließ sie Sturm läuten.

Alsobald liefen die Dorfbewohner zusammen. Der Geistliche erzählte ihnen, was sich ereignet hatte, forderte sie auf, den Räubern nachzusetzen, und schloß mit den Worten: "Ihr werdet sie leicht erkennen, denn das Weihwasser, womit ich sie besprengte, war — Tinte."

Man verfolgte nun die Räuber und holte sie bald ein, denn sie sahen ruhig ihres Weges und waren nicht wenig erschreckt, als sie erfuhren, daß sie schwarz wie Mohn seien.

Der Fall kommt demnächst zur öffentlichen Verhandlung.

Humor in der Wahlart.)

Eine Kleinigkeit

Alle Stände sind im neuen Reichstag würdig vertreten. Es fehlt keiner, vom Kaiser bis zum Landmann haben sie Sitz und Stimme. Sieh dir einmal das Namensverzeichnis unserer Reichsboten genau an; da geht der Kaiser mit dem Papst, der Marschall mit dem Schenken, der Müller mit dem Becker. Wälder und Schmid reichen sich die Hand, der Pflüger kommt mit dem Ackermann, Maurer und Zimmermann arbeiten zusammen, Richter und Schutze gehen vereint zur Sitzung, in der Jäger und Gauerber nicht fehlen dürfen. Wo das Volk sich in den Interessen der mannigfaltigsten Gewerbe so vertreten weiß, da kann des Landes Wohl gedeihen!

Man denke nur, unter all den 397 Abgeordneten, die doch auch verschiedene Köpfe und Sinne haben, kommt doch nur einmal Streit vor, wird nur einmal mit List gekämpft und nur zweimal Unruhe laut. Was Wunder, wenn da alles in einem Triller jauchzt, der von der Dobe bis zum Jordan, von Landsberg bis Fürth, von Hofstein bis nach Stolberg hallt? Da sollte man jeden der Reichsboten fortan nicht anders anreden als: "Lieber" oder "Trau-Mann" oder auch "Lieb-Knecht"! Und ist ein Reichstag, der des Volkes Wohl bis auf den Dreher in Obacht nimmt, sollte in der Geschichte nicht anders heißen als "Groß" und "Schön". Wir brauchen nur einmal zu rufen: „Hilf“ und gleich ist ein „Schaff-rath“ da.

Und welche Kämpfer sitzen im neuen Reichstage! Der Vär steht auf dem Värensprung; der Löwe mit seiner Kraft, der hellschende Falk, der schlaue Reintide, der Vork, ja selbst die Klap, die vielgeschickte; sie alle mühen sich ab um des Reiches Wohl und Wehe. Und das nicht allein im Lenze, wo der Anoblosch schießt und mande Blume blüht, nicht nur im Sommer, wo der Baumgarten prangt, nein auch im Merz, wo nur die Fichte grünt, und selbst am Freitag, der für manche Leute im Kalender Braun und Schwarz angezeichnet steht. Es mag sein, daß mancher lieber nach Weinheim ginge, um sich vom heimlichen Kräger zu erholen, oder zum Schönborn, um nicht immer Kalkstein trinken zu müssen; andere eilten vielleicht gern zum Norden, wo die Schneegans nistet, oder zum Süden, wo der stolze Römer wandelt, aber sie wissen es alle von Colmar bis Natibor, daß die Pflicht „Heilig“ ist.

Und wenn nun in diesen Tagen einem Vater ein Knäblein geboren wird, und er weiß nicht, wie er's nennen soll, so mag er auf die Reichstagsliste schauen und daher einen wohlklingenden Namen wählen. Da findet er Namen genug, z. B. Martin, Franz, Ludwig; will er ritterlicher, so nenne er den Knaben Thilo, Günther, Werner oder Leonhard. Wir sehen, der Reichstag sorgt für alles, und wenn wir's recht wissen, will er sogar dafür sorgen, daß das Reich aus dieser schweren Zeit ins Friedenthal komme. Das gebe Gott!

*) Vgl. Beilage Nr. 48.

Das Paradies der Frauen

wird in den Vereinigten Staaten, wo die Frauen viele Vorrechte haben und sehr galant behandelt werden, jetzt das im fernsten Westen gelegene Territorium Wyoming genannt. Das hat auch seinen guten Grund, denn hier und ebenio im Territorium Utah sind die Frauen vollständig emancipirt und in allen sozialen wie politischen Dingen den Männern gleich gestellt. Die Krone setzte man den Rechten der Frauen färglich auf, als ihnen das Stimmrecht durch die nachstehende Akte verliehen wurde:

„Nath und Haus der Abgeordneten des Territoriums Wyoming haben beschlossen: Daß jede in diesem Territorium wohnende Frau (Mädchen) von 21 Jahren bei jeder Wahl unter Beobachtung der bestehenden Gesetze ihre Stimme abgeben darf. Ihr Recht, gewählt zu werden und ein Amt bekleiden zu können, soll unter Beobachtung der bestehenden Gesetze dasselbe sein wie das der Wähler.“

Frauen sind nun schon in Wyoming Richter geworden, und Frau Richter Morris, eine Dame in reiferen Jahren und von sehr gestrengtem Keußern ist der Schrecken aller bösen Angeklagten, die ihr zur Aburtheilung überwiesen wurden. Da nun die Vereinigten Staaten Gesetze ihrerseits weibliche Richter und Geschworene nicht anerkennen, so ist jedenfalls ein in Wyoming gefälltes Verdict, bei welchem Damen thätig waren, auch nicht für die ganze Union gültig.

Sollte einmal Wyoming den Wunsch aussprechen, als Staat in die Union einzutreten, der es jetzt nur als Territorium angehört, so würden die abgegebenen weiblichen Stimmen auch nicht zählen, da die Union dieselben nicht anerkennt. Spricht man in Wyoming über das Frauenstimmrecht, so erhält man die Antwort: „Sehen Sie, die Sache ist harmlos, sie hat auf das endgiltige Resultat keinen Einfluß, das Wort der Schwester wird durch das des Bruders aufgehoben, das der Frau durch jenes des Mannes neutralisirt. Ni Mann und Frau verleihe-ner politischer Ansicht, will sie für A., er für B. stimmen — nun so können sie einfach sich vergleichen, bleiben zu Hause und stimmen gar nicht. Die Sache hebt sich. Warum also den Damen die Freude nicht gönnen?“

Dazu kommt, daß Wyoming nicht über 30,000 Einwohner zählt, und daß unter diesen fernsten Westleuten das schöne Geschlecht noch rar ist; man zählt dort auf acht Männer erst eine Frau, und jedes weibliche Wesen, mag es noch so verblüßt sein, wird dort mit der größten Galanterie empfangen, gefeiert und sofort zur stimmberechtigten politischen Bürgerin erhoben.

Inhalt: Im Schatten erblüht. (Fortsetzung.) Von Germanis. — Die Wupperthaler Felsmoche. Von H. Dalton. — Die Zustände in Bosnien. — Vor dem Sturm. (Schluß.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Der Kampf ums Dasein. Originalzeichnung von H. Sondermann. — Am Familientische. Vor dem Grabstein. In dem Bilde von de Perdt. — Kleine Baumzeiter. — Geistesgegenwart. — Humor in der Wahlart. Eine Kleinigkeit. Von St. — Das Paradies der Frauen. Von Th. M.

Briefkasten.

I. in A. Eine Biographie und Charakteristik des berühmten Altmästers der Gedichte, Gerhard Mevator, dem unlängst in Delitzburg ein Denkmal errichtet wurde, nebst seinem Wünsch finden Sie im V. Jahrgang S. 708. — M. M. Die nach jetzt gültigen Bestimmungen über den Eintritt als Kadett in die kaiserliche Marine und enthalten in der Allerhöchsten Verordnung über die Ergänzung des Flitzertroops der kaiserlichen Marine vom 10. März 1874. (Bericht von C. S. Ritter und Sohn, Berlin. — 28. 42. Ein Lebensbild und Porträt Theodor Fontanes, deren Roman Sie mit immer steigendem Interesse lesen haben, brachten wir im XI. Jahrgang S. 300 ff. — Wir werden, mit Bezug auf das „Wort über Hauskutschken“ von D. Perdt in Nr. 12 darauf aufmerksam gemacht, daß es einen „familiten-Schatschere“ doch gibt; ja sogar zwei Mal ist die Herstellung eines solchen bereits verübt worden. Den ersten gab O. V. B. Wolff 1849 heraus (im Verlage von J. W. Stargardt in Berlin), den zweiten, angeblich für das Bühnenbedürfnis mitberathenen, haben Eduard und Otto Devrient bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen lassen. Es sind davon bisher drei Hände erschienen, welche acht ausgewählte Stücke des großen Dramatikers mit kurzen Einleitungen enthalten. Devrients Bearbeitung, der die letzte Ausgabe der Schlegel'schen Uebersetzung von Wih. Bernand zu Grunde liegt, ist mit eben so hübschenmaliger wie dichtersich toller Hand ausgeführt und zum Theil im Familienkreise wohl beliebt. Eine netterliche populäre Erläuterung des Hauptmannen Schatschere's hat Moritz Petri in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen Schrift: „Zur Einführung Schatschere's in die christliche Familie“ (Hannover, Carl Neuberger) geliefert.

Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt der laufende Jahrgang des Dabeim. Wir eruchen daher unsere Leser, das Abonnement, besonders dasjenige bei der Post zur Vermeidung der Bestellgebühre für bereits erschienenen Nummern, rechtzeitig erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zufendung eintrete.

Zugleich machen wir die Mittheilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demselben Preise von 1 Mark 40 Pf., eine elegante dauerhafte

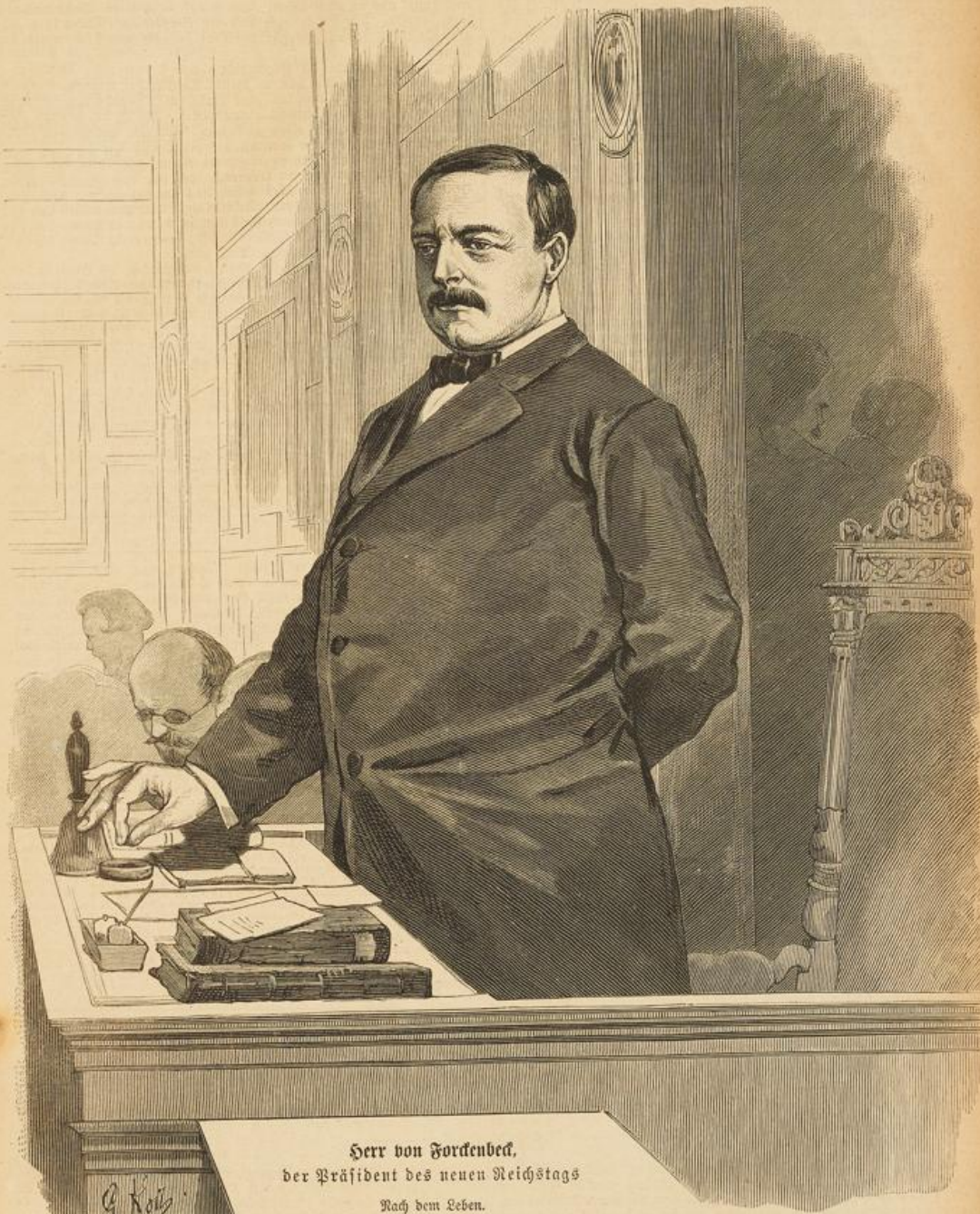
Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung haben anfertigen lassen, welche sogleich bezogen werden kann. Verloren gegangene Nummern (für jede Nummer incl. Frankatur 35 Pf.) und Hefte (à 60 Pf. incl. Porto), sowie einzelne Quartale liefern wir, soweit unser Vorrath reicht, gern nach Bestellzettel auf Bede, Quartale, Hefte und Nummern befindet sich für die Wochenausgabe im Dabeim-Anzeiger Nr. 51, für die Heftausgabe in Hest Nr. 18, und bitten wir die geehrten Abonnenten, sich dieser Zettel bei ihren Bestellungen bedienen zu wollen.

Dabeim-Expedition in Leipzig.

Verleger: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dabeim-Expedition (Fellhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. C. Franke in Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Herr von Fordenbeck,
der Präsident des neuen Reichstags

Nach dem Leben.

Wie uns das freut, daß er wieder gewählt ist, der alte Parlamentarier, der bewährte Debattenleiter — Herr von Fordenbeck. Denn durch seine Wahl hat der Reichstag unsern zeichnenden Abgeordneten die Mühe erspart, sich mit einem neuen Gesichte bekannt machen zu müssen, während er ihn sicher im Aeußern hat aus langer Beobachtung während der letzten Session. Wieder sitzt also hinter dem Präsidententische die straffe Gestalt mit den bekannten Zügen; wieder erhebt sie sich wie früher gegen Ende der Sitzung,

wenn die persönlichen Bemerkungen beginnen, — diese anmuthigen Xenien der Landboten — um scharfen Blicks das Schlachtfeld übersehen, Schwerverwundeten beibringen, Allzuansfallenden wehren zu können; — und wiederum fehlt endlich das offene Schälchen mit Schnupftabak nicht, zu dem der Herr Präsident unter dieser Kreuzfeuer gern seine Zuflucht nimmt, denn das macht die Gedanken klar und zieht die Flüsse vom Haupt, wie auf den Schachteln des Schneeberger Schnupftabaks zu lesen ist.

Umschau in fernen Landen.

Die Königin von England hat ihren Schwiegersohn, den Marquis von Dorne, zum Gouverneur von Canada ernannt. Es ist dies eine weise Maßregel, indem hierdurch jene Kolonie, die größte die England besitzt, fester mit der Donau und dem Mutterlande verknüpft wird. Republikanische Gesetze, genährt durch die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten, werden dadurch in den Hintergrund geschoben. Die britischen Besitzungen in Nordamerika umfassen etwa 170,000 deutsche Quadratmeilen, also beinahe soviel wie unter ganzer Erdtheil Europa (182,000 D. M.) ausmacht. Während aber Europa gegen 300 Millionen Einwohner zählt, hat Britisch Nordamerika wenig über 4 Millionen. Der Norden, gegen das Eismeer zu, wo Estimo- und Indianerhorde umherstreifen, wird sich wohl schwerlich je zur Kultur eignen; aber es bleiben noch ungeheure Strecken des schönsten fruchtbaren Landes übrig, welches der Besiedlung durch Menschen harret. Welcher Zummelplatz für die Hunderttausende, ja Millionen, die das alte Europa übrig hat, die hier in unzufriedener sozialer Lage sind! Vor allem aber muß hervorgehoben werden, daß dieses Britische Nordamerika eine Verbindung von Wasserstraßen besitzt, wie sie nicht noch einmal in der Welt vorhanden ist. Man kann mit dem Schiffe das ganze Land kreuz und quer durchfahren, aus einem Stromgebiete in das andere gelangen, wie dieses kürzlich der bisherige Gouverneur, Lord Dufferin, in einer Rede, die er zu Manitoba hielt, hervorhob. Manitoba, das im Norden des amerikanischen Staates Minnesota liegt, wird als der Schlüssel der zahlreichen britischen Provinzen angesehen, die sich vom Atlantischen bis an den Stillen Ocean erstrecken. Hier hatten die Canadier, als sie aus ihren dichten Wäldern hervortraten, den ersten Blick auf die weitausgedehnten Prärien des Nordwestens; hier erkannten sie, daß ihre alten östlichen Landschaften, mit den schönen Weiden und Kornfeldern und Forsten, wemgleich größer als viele europäische Königreiche zusammengekommen, doch nur die Vorhalle innerlich weiter, der Kultur harrender Länder seien. Uns erscheint der Rhein, dem Engländer die Rhein als ein großer Strom — was sind aber diese Flüsse im Vergleich zu jenen des Britischen Nordamerika. Da ist z. B. der Ottawa, nur ein Nebenfluß des Laurentines und doch länger als der Rhein, dessen Laufstrecke 150 deutsche Meilen beträgt. Der überall schiffbare St. Lorenzstrom, der Abfluß der großen Seen, ist aber vom Ontario-See an bis an die Mündung in den Atlantischen Ocean 450 deutsche Meilen lang. Ist man im stolzen Dampfer den St. Lorenz hinaufgefahren und durch den Ontario-See hindurch, so bietet sich, einzig unterbrochen durch den Niagarafall, wieder eine ungeheure Wasser Verbindung dar: durch den Erie- und Michigansee bis zum nordwestlichen Ende des oberen Sees, wo an der Donnerbai Fort William liegt. Es ist dies eine Strecke von abermals vierhundert deutschen Meilen. Durch eine Kette von Flüssen und Seen (Kaministiquia, Ehebandoman, Regenise, Wäldersee), zusammen wieder ein paar hundert Meilen, die durch Prärien und herrliche Wälder führen, gelangen wir an den ungeheuren Winnipegsee, der etwa 450 D. M. groß ist — was das bedeuten will erkennt man daraus, daß unser Bodensee noch nicht 9 D. M. Fläche besitzt. Hier nun liegt auch die neue Provinz Manitoba, der „Rabel“ des zukünftigen großen Britischen Nordamerika, hier beginnen die eigentlichen großen Prärien und Viehlandwirtschaften. So ungeheure Strecken wir auch zu Wasser schon zurückgelegt haben, wir sehen doch erst am Anfange des eigentlichen großen Prärienlandes. In das Nordende des Winnipegsees fällt der über 400 deutsche Meilen lange Saskatchewan; der Ausfluß des Sees ist dann der halb so lange Nelson, der in die Südwestsee mündet. Westlich aber, wenn auch nicht direkt mit dem Saskatchewan verbunden, doch nur durch einen engen Nismus getrennt, liegt das System des Athabasca, St. Marysflusses und Madensie mit denselben geschobenen Seen, die an Größe noch den Winnipegsee übertreffen. Freilich liegen ihre Mündungen im eisigen Norden, wo Schifffahrt und geregelter Verkehr aufhören, aber in ihrem südlichen Theile durchsuchen jene Fließensysteme noch prächtiges, kulturfähiges Land, daß bereinst erblühen kann. So kann nach der Erde für alle Menschen. Roth und soleses Gland sind nur da, wo sie zu dicht gehäuft aufeinander hocken, wo der Mensch dem Menschen die Erde verleidet. Fort mit den Uberschüssen in jungfräuliche Länder, die der Kultur harren!

Es ist vor kurzem der Census der Hauptstadt des indischen Kaiserreichs veröffentlicht worden, welcher uns einen sehr interessanten Einblick in die Verhältnisse der großen Stadt Calcutta gewährt. Wir erfahren da, daß diese Stadt 429,535 Bewohner hat, daß aber in dieser Nummer die flottierende Bevölkerung nicht inbegriffen ist. Dasselbe ist ebenso groß wie die sechste, so daß man sagen kann, Calcutta hat eine Million Einwohner. Unter den Geschlechtern finden wir 278,000 Hindus, 123,000 Mohammedaner und nur 24,000 Christen. Die Hindus machen also etwa zwei Drittel, die Christen ein Sechstel der Bevölkerung aus. Unter den Christen sind 2636 Eingeborene, eine Zahl, die gegenüber dem Census von 1872 eine Zunahme von etwa 200 Seelen zeigt, ja 1865 gab es nur 1441 eingeborene Christen. So daß man diese also im entschiedenen stätigen Wachstum sieht. Die Zahl der Juden erreicht noch nicht 1000; außer diesen werden noch Buddhisten, Ruags, Anhänger der Dikainareligion und des Brahma Somadisch angeführt. Diese Protestantenvereiner der Hindus zählen trotz sechzigjähriger Thätigkeit nicht mehr als 479 Mitglieder, was eine auffallende Nehmlichkeit mit ihrer deutschen Parallele zeigt. Es geht den Brahma Somadisch wie den übrigen modernen Reformparteien, auch den Katholiken, sie gewinnen keinen Boden im Volke. Kein theilweise Aussprüche aus den heiligen Schriften der indischen, persischen und christlichen Religion wurden in ein Buch zusammengestellt, das bei den gottesdienstlichen Versammlungen der neuen Kirche zu Grunde gelegt wird. Die Leiter der Partei behaupten, daß sie nur die reine unverfälschte indische Religion der älteren Zeiten wiederhergestellt hätten. Obwohl die Bewegung schon über ein halbes Jahrhundert dauert, hat sie doch auf das indische Volk keinen nennenswerthen Einfluß ausgeübt; nicht einmal die Majorität der in den englischen Schulen erzogenen Hindus gehört der Partei an und die Zahl ihrer Anhänger scheint eher im Abnehmen als im Wachsen zu sein. So geht es allen, die in religiöser Beziehung nicht sich noch Fleisch sind. Das ist ein unumstößliches Gesetz.

Neben den schon aufgeführten Bekenntnissen sehen wir im Census noch in kleiner Anzahl folgende Sekten vertreten: Unitarier, Deisten, Theisten, Atheisten, Säkularisten, Positivisten, Freidenker, Lotitudinarier und Ungläubige! Danach ist also Calcutta nicht nur ein Emporium vieler Nationalitäten, sondern auch einer großen Anzahl von Religionen und Sekten. Was die öffentlichen Kultusstätten betrifft, so haben die Hindus 199 Tempel, die Mohammedaner 117 Moscheen, die Christen 31 Kirchen und Kapellen, die Juden zwei Synagogen, die Chinesen einige Buddhahempel und die Parsis ein Haus mit dem heiligen Feuer. Auch über den moralischen Zustand von Calcuttas Bevölkerung erfahren wir einiges Nähere.

Die Trunksucht, heißt es in einem Berichte über den Census, verbreitet sich unter den Bengalesen mehr und mehr. Früher huldigten nur die niederen Klassen der Hindus diesem Laster; doch jetzt glauben auch die höheren, daß es zur abendländischen Civilisation gehöre sich zu betrinken. Im verfloffenen Jahre veröffentlichte eine einheimische indische Zeitung „Sulav Samachar“ die Namen von über hundert angeesehenen Eingeborenen, die sich durch europäische Spirituosen ruiniert hatten. Es waren darunter Leute mit hohen Titel und alle hatten vorher eine ehrenvolle Stellung inne gehabt. „Wenn das die Früchte englischer Civilisation sind, rief ein einheimisches Blatt aus, dann brechen wir je eher je lieber mit derselben.“ 362 Spirituosen und 163 Opiumhändler in Calcutta sind genug, um selbst eine so große Stadt zu vergiften.

Ein deutscher Missionar, der mehr als dreißig Jahre schon in Indien gewirkt hat, C. A. Leupolt, veröffentlicht jetzt in englischer Sprache Erinnerungen aus seinem reich bewegten Leben. Er schildert darin auch die großen Veränderungen, welche in Indien in der letzten Zeit vorgegangen sind, darunter auch die Eisenbahnen, die in Indien fast mehr noch als in Europa eine große Umwälzung der Lebensverhältnisse herbeiführen, weil sie verändernd auf das Kasienwesen einwirken. Bei den ersten Bahnen vor 25 Jahren eröffnet wurden, begann man hier und da die Lokomotiven anzubringen und einzelne Leute sind sogar bei der Berehrung dieser Maschinen in Indien gekommen. Man glaubte allgemein, es hede ein Woge in dem eisernen Ungethüm, welches ein Indu, nachdem er es zum ersten Male gesehen, folgendermaßen unserm Bewußtsein schilderte: „Ich wollte nach Calcutta und hatte schon viel von der Eisenbahn gehört, welche die Engländer gebaut hatten. Ich ging also nach Aungabon, schaute überall nach der Bahn, sah aber nichts. Auf mein Verlangen ließ man mich nach einem langen Stande, bei dem zwei dünne Eisenlinien auf der Erde hinliefen; darauf stand ein langer Zug von Wagen, die durch eiserne Ketten verbunden waren. Wie die Sahib zog (Europäer) Pferde und Ochsen abrichten konnten, auf diesen dünnen Linien zu laufen, begriff ich nicht; denn kann ein Ross dürfte darauf laufen können. Wir mußten hochtrachten nehmen, die für die Entfernung bis Calcutta ziemlich weit waren. Als ich nun gerade dabei war zu berechnen, wie viel paar Ochsen wohl nötig sein um eine so lange Wagenreihe zu ziehen, wurde ich durch ein schraubendes und tobendes Ungethüm aufgekreuzt, welches auf den Eisenlinien daherkam und bei den Wagen still hielt, indem es diesen gleichzeitig einen Stoß verleiht, der sich allen Wagen mittheilte. Nun, dieses schreckliche Geschöpf wurde vorangebracht und benahm sich dabei besser als ein Pferd, denn es hielt still. Es hieß dann „einsteigen“ und eine Glode ertönte. „Was rief ich, da einsteigen, wo das Ungethüm vorangeht?“ Allein man ließ mich nicht viel Zeit zur Ueberlegung und schon mich mit ein paar Pfaffen in den Wagen. Ich zitterte vom Kopf bis an die Sohlen und hielt mich für verloren. Allein was war zu machen, der Wagen war geschlossen; die Glode ertönte zum zweiten Male, ein Laut ertönte, wie das Getrülle von Elefanten und fort ging es mit Windeseile bis zur nächsten Station, wo das Ungethüm vor unserm Auge durstig wurde; der Aufsitzer spannte es ab und führte es zu einem hohen Thurme, wo es viele Raumb Wasser trank, dann brachte es uns in Ru nach Calcutta.“

Der Mann, der dieses alles im guten Glauben erzählte, blühte stolz auf die Zukünder herab und diese verachten ihn wegen seiner großen Erfahrungen. Jetzt wird die Eisenbahn von den Eingeborenen fleißig benutzt und sie ist sehr billig, hat vier Klassen und besondere Coupés für Frauen. Nicht genug zu schätzen ist, daß die Eingeborenen, welche den Werth der Zeit nicht kennen, durch die Eisenbahnen Pünktlichkeit lernen; denn der Zug geht ab, ohne sich um den vornehmen Herrn zu kümmern, der eine halbe Stunde zu spät kommt. In Bezug auf die Kasten, die sich in Indien so scharf trennen, wirkt die Eisenbahn ausgleichend. Es wird kein Unterschied auf ihr gemacht und Leute von verschiedenen Kasten, die sonst durchaus nicht miteinander in Berührung kommen, müssen dieselben Wagen benutzen. „Die Wissenschaft und was sie erzeugt, selbst die Eisenbahn, Alles wendet sich gegen unsere Religion“, bemerkte ein intelligenter Hindu gegen Leupolt. „Wie so die Eisenbahn?“ fragte dieser. „Die Eisenbahn“, lautete die Antwort, „stört unsere Gebräuche und unsere Kasten und diese allein halten uns zusammen, da wir einen religiösen Glauben nicht mehr haben und jeder glauben kann, was er mag. Unternehmungen wir früher eine Heise oder Pilgersfahrt, so gingen wir zum Stern, deutet, um von ihm die beste Stunde zur Abreise uns weisagen zu lassen. Jetzt sehen wir nach dem Fahrplan und wir wissen, daß es Zeit zum Einsteigen ist, wenn die Signalglode ertönt; die Pfeife der Lokomotive blüht uns die Abfahrtszeit. Siken wir im Zuge, dann werden wir hungrig und durstig. Draußen werden uns Speisen und Wasser angeboten. Wir fragen nicht danach, welcher Kaste der Mann angehört, der uns den Trunk bietet und zahlen unseren Pfennig. Das ist nach allen unseren bisherigen Vorstellungen ein schweres Verbrechen. Aber unsere Brahminen haben sich in die Sache gefunden; sie wollen uns nun — da sie doch die Eisenbahnen und das Reisen auf ihnen nicht aus der Welt schaffen können — weiß machen, das sei in diesem Falle erlaubt. Ich möchte aber wissen, wo das in unseren heiligen Büchern geschrieben steht.“

So rüttelt die Eisenbahn an den Kasten der Hindus, wirkt zersetzend auf dieselben ein und bereitet eine neue Zeit auch für Indien vor.